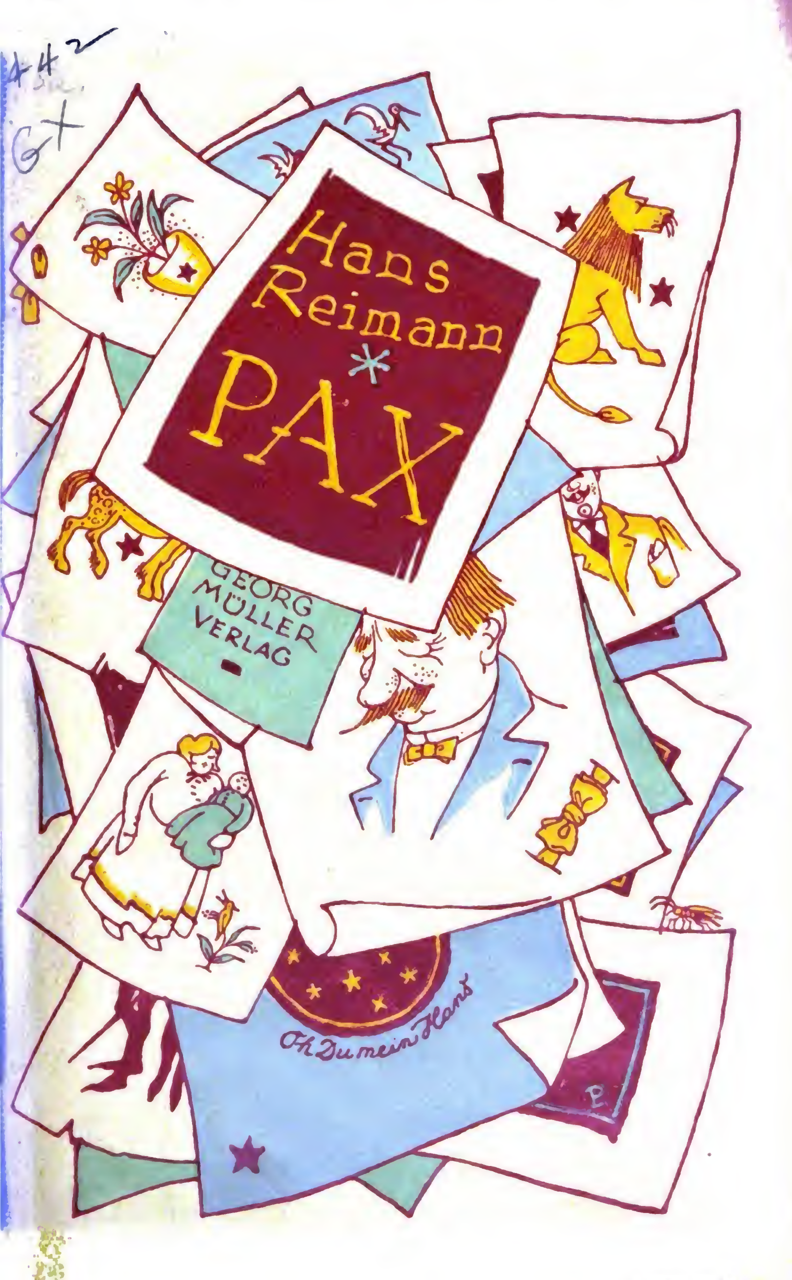
Pax, ein friedliches Buch

Hans Reimann


Hans
Reimann
PAX
GEORG
MÜLLER
VERLAG
Oh Du mein Hans

Reimann / Pax



Pax

Ein friedliches Buch

von

Hans Reimann

1919

Georg Müller Verlag München

Erstes bis viertes Tausend

Inhalt

Seite

Pax nobiscum!

Die Tante

Tante Philippine, na, eigentlich ist sie gar nicht unsere Tante, wir nennen sie bloß so, weil sie es gern hört und auch der Einfachheit halber, sie ist nämlich weit hintenherum mit uns verwandt, genau genommen geht sie uns einen Schmarren an, und, was mein Vater ist, der kann sie nicht erriechen, nicht von ferne, er hat seine Gründe, am liebsten setzte er sie an die Luft, das Biest, aber sie wohnt nun einmal in unserem Hause und hat sich unentbehrlich gemacht, weil sie in der Küche herumkraucht und hinter den Dienstboten her ist und die Kocherei und die übrige Wirtschaft leitet, wenigstens so oft meine Mutter verreist ist, sonst begnügt sie sich damit, Sonnabends wahre Verheerungen in der Wohnung anzurichten, vom Reinmacheteufel befallen, aber dagegen ist nichts zu wollen, sie kann den Staub nicht leiden, und meine Mutter hält große Stücke auf sie, kein Wunder, wo die Tante einen solchen Batzen Geld zusammengescharrt hat, und Kinder hat sie keine, aber ein Biest ist sie doch, und wir wären alle heilfroh, wenn sie . . . na, ich will nichts gesagt haben, aber das ist ausgeschlossen, die Tante wird hornalt, ihre Eltern sind auch

an die hundert Jahr geworden, das scheint in der Familie zu liegen, ja also, was ich sagen wollte: die Tante Philippine ist gräßlich abergläubisch und versetzt zuzeiten die ganze Familie in hellen Aufruhr, weil sie Gespenster sieht und Halluzintinationen hat, wie sie es nennt, und tagelang läuft sie rammdösig herum und wie auf den Kopf geschlagen, vor allem macht ihr der Mond großen Kummer, den hält sie nämlich für einen Boten und Herold des Unglücks, aber es ist ihr noch nie etwas passiert, leider, also: die Tante Philippine hat neulich bei einer Landpartie vierblätterigen Klee gefunden und ist natürlich jedem einzeln um den Hals gefallen vor Freude und hat dicke Tränen vergossen, aus Rührung, na, und wie sie zuhause den Schaden besieht und den vierblätterigen Klee aus ihrem Pompadour packt, ach herrjeh, da stellt sich heraus, daß es genau dreizehn Kleeblätter sind, ausgerechnet dreizehn Stück, na, und nun ist die Hölle los, die Tante ist nicht mehr zu genießen und stürzt das ganze Haus auf den Kopf und ist nicht zu bändigen, weil sie nicht weiß, was der Klee bringt: Glück oder Unglück oder Glück im Unglück oder Unglück im Glück oder Glück, das Unglück bringt, oder Unglück, das Glück bringt.

*

Onkelchens Namenstag

Heute vor dreißig Jahren – vormittags zehn Uhr siebzehn – ist Onkel Paul zur Welt gekommen.

Das ist ein Markstein in seiner Lebensgeschichte, der jedes Jahr pünktlich auf die Minute (oha, das Bild mißlingt!) begossen wird.

Halb elf legt Onkelchen schon keinen Wert mehr auf Glückwünsche.

– Vater, Mutter, Tante Suse, Großmutter, die beiden Rangen und Onkel Paul sitzen heuer an Onkels Namenstag in einem Abteil zweiter Klasse und spritzen ins Bad.

Um zehn Uhr wird Onkelchen in das Nullnull gesperrt.

Ein Viertel auf elf darf er wieder heraus:

Die Kinder haben Zigarrenkisten in den Händen, die Großmutter, die auf der Höhe der Zeit sich bewegt, schenkt einen seidenen Schlafanzug, Tante Suse einen Tausendmarkschein, Mutter eine Torte und Vater einen Korb Sekt.

Auf dem hochgeklappten Fenstertischchen prangt ein schmuckes Rad mit dreißig brennenden Kerzen.

Onkelchen ist gerührt.

Die Torte wird verteilt, Pfropfen knallen, Gläser klirren — — — da erschallt der Ruf „Breslau!"

In Breslau muß umgestiegen werden.

Also steigt man halt um.

Es schreiten die Feiernden und der Gefeierte den Zug entlang, um in ein anderes Abteil überzusiedeln.

Voran die Großmutter, anzuschauen wie eine Hohepriesterin, den Lichterkranz tragend, dann Tante Suse mit den Zigarrenkisten, dann Onkelchen mit dem Sektkorb, dann Mutter — ernst wie das Grab — den Schlafanzug auf dem Arme, dann Vater nebst zwei Gepäckträgern und zum Beschluß die Rangen, den Rest der Torte bewältigend.

Sonderbare Prozession!

*

Der Choral

In der Dorfkirche zu Ammerbach hat sich jüngst ein kleiner Vorfall ereignet, den ich der Vergessenheit entreißen möchte, so hübsch läßt er sich an.

In Ammerbach wird nämlich als Balgtreter ein zuverlässiger, außerordentlich musikalischer Tagelöhner beschäftigt, der allerdings mit vorrückendem Alter nahezu taub geworden ist.

Dieser brave Kerl trat eines Sonntags, wie er das zu tun pflegte, die Bälge, nicht ohne sich zuvor mit dem Organisten über die Reihenfolge der zu spielenden Choräle verständigt zu haben.

Nun fiel es aber dem Kantor aus Gott weiß welchem Grunde ein, statt „Wir loben dich, Herr Jesus Christ" einen weitaus längeren Choral zu verzapfen, nämlich „Wir liegen vor deiner Majestät im Staub".

Mitten im Gesange quietschts –, die Orgel erstickt, – keine Luft mehr, – – aus.

Der Choral muß ohne Begleitung zu Ende gesungen werden.

Der Kantor stürzt zum Balgtreter und überschüttet ihn mit den bittersten Vorwürfen.

Der aber fühlte sich unschuldig. Er hatte pflichtgemäß sein „Wir loben dich" gespielt.

*

Jerusalem

Was der Volksmund „eine Type" nennt, ist zumeist keine Type, sondern ein Original, also das Gegenteil einer Type; doch wollen wir die volksmündliche Terminologie unerörtert lassen und wollen feststellen, daß Kuno Pfistenburtz ein Original war, ob er gleich im Volksmunde „eine Type" hieß und sich als solche bei groß und klein großer und kleiner Beliebtheit erfreute.

Er malte Landschaften mit der Inbrunst und Ausdauer des geborenen Junggesellen, lief dürr und unansehnlich durch die Welt, hatte Knickebeine, die in Korkzieherhosen dahinvegetierten, sprühte vor Leben und Temperament und machte alle Kaffeehäuser dadurch unsicher, daß er mit grausamer Regelmäßigkeit falsche Hüte von dannen trug, die er — ob hart, ob weich; passend oder nicht — tagelang für sein Eigentum halten konnte.

Überdies schielte er wie selten jemand, und da ein bestimmter Punkt vor den Toren der Stadt, wo Pfistenburtz bei klarem Wetter gern verweilte, einen harmonischen Blick bot über die drei Reiche Preußen, Belgien und Holland und demzufolge „Dreiländerblick"

getauft war, so hatte man eben dieses Wort dem kleinen Maler als Spitznamen aufgepappt.

Pfistenburtz kannte ihn wohl, doch litt seine Eitelkeit mitnichten, insofern sie sich seltsamerweise darin äußerte, die eigene Person in komische Beleuchtung zu rücken und sich selbst zu hänseln.

Draußen in der Nadelschwundstraße lag das Atelier des Dreiländerblickes und daneben das Rundsteinische.

Rundstein, der übrigens mit Vorliebe biblische Szenen malte, war des kleinen Landschafters dickster Freund, und zwar im Sinne des Wortes. Frühzeitig dem Vater Bäckermeister entlaufen, hatte er Unterschlupf bei einem Wanderzirkus gefunden und sich zum starken Manne ausgebildet. Erst in den dreißiger Jahren kam er zur Malerei, für die er seit der Kindheit einen herzlichen Hang verspürt hatte, und fühlte sich dabei behaglich. Nun war er ein hoher Fünfziger, hatte Ruhm und Fett angesetzt, ließ, wenn ihn Erinnerung an längst entschwundene Zeiten übermannte, in fröhlicher Runde hin und wieder seinen Bizeps spielen und vollbrachte wohl auch schweißtreibende Taten, die man bei einem Historienmaler kaum vermutet hätte.

Was die Athletik anbetrifft, so war der kleine Pfistenburtz lediglich auf dem Gebiete des Gemütes ein Champion. Seine unentwegt wirkende Güte und Mildtätigkeit

war nicht weniger stadtbekannt als seine Manie, fremde Hüte zu entführen.

Da er nun in dem Geruche stand, ein wohlhabender Mensch zu sein, so kann es nicht wundernehmen, daß nahezu täglich mittellose Berufskollegen, auf der Durchreise befindlich, bei ihm vorsprachen — schnorrendi causa.

Zwar hatte der Dreiländerblick, welcher in der Regel wenig Lust bezeigte, die Störenfriede mit trostreichen oder gegenteiligen Worten abzuspeisen, ehedem nie gezögert, wohlzutun und mitzuteilen, doch legte er sich — mit wachsenden Gütern — immer öfter die Frage vor, ob denn die p. p. Petenten auch wirklich und wahrhaftig „Kollegen" seien.

Eines Abends klopfte es unzart an die Pfistenburtzische Ateliertür.

Der kleine Mann unterbrach seine Arbeit, öffnete und sah sich zu seinem Schreck einem Hünen gegenüber, der sich ergebenst gestattete, den berühmten Kollegen um ein Almosen anzugehen.

Was tun?

Er ließ ihn eintreten und musterte mit disparaten Pupillen die gedrungene Gestalt des späten Gastes, die Bulldogg-Physiognomie, die Boxerfäuste . . .

(Auch Rundstein war Athlet gewesen! Man kann also nie wissen —)

Mit feindlicher Freundlichkeit reichte er dem Menschen einen Block Papier, weiche Bleistifte und anderes Gerät — heimtückisch umschlossen es die Boxerfäuste — und ersuchte ihn, als kleines Pröbchen eine Skizze hinzuzeichnen. Wies ihm Stuhl und Tisch an und setzte sich selbst mit mühsam gespielter Gleichgültigkeit an die Staffelei, das unterbrochene Werk vorwärts zu bringen.

Eine zähflüssige Viertelstunde mochte verronnen sein, als Pfistenburtz, der wie auf glühenden Kohlen saß und sein Malerhirn zerbrach, ob er den Unerbetenen nicht an die Luft zu setzen vermöchte, die Zeit für gekommen hielt, sich nach dem Stande der beweiskräftigen Skizze umzutun.

Vermöge der schätzbaren Fähigkeit, nach drei Seiten zugleich auszuspähen, hatte er nämlich den Verdächtigen nicht aus dem linken Auge gelassen und mit einem Viertel Genugtuung, einem Viertel Ärger und der Hälfte Furcht festgestellt, daß der Fremde unter keinerlei Umständen zur Zunft zu zählen sei.

Der finstere Kerl, dessen Schlagring ohne Zweifel des Winks gewärtig in der rechten, hinteren Hosentasche harrte, reichte mit häßlichem Schweigen den Block hinüber.

Ein tiefes Interesse heuchelnd und, um die Entscheidung ein wenig auf die lange Bank zu schieben, versenkte

sich Pfistenburtz in das Blatt und erkundigte sich schließlich, was die gelungene Arbeit darstellen solle.

Es waren ein wagrechter Strich, darüber zwei Dreiecke und darüber ein jämmerlicher Kreis.

„Jerusalem!“ lautete die überzeugte Antwort.

„Ach? Jerusalem? Das ist famos! Sehen Sie, das muß ich dem Rundstein zeigen, der schwärmt für orientalische Motive .... der kauft das Ihnen ab!“

Hastig komplimentierte er, den Block in zitternder Hand, den Bulldogg hinaus und zur Nebentür hinein — sehr zur Überraschung Rundsteins, welcher friedlich in einer Monographie blätterte — und fauchte plötzlich den Kerl an: „Drüben waren wir zu zweit: Sie und ich. — Hier sind wir zu dritt: wir beiden und Sie. — Wenn Sie nicht auf der Stelle machen, daß Sie hinauskommen ...“

Im Nu war der Bulldogg verschwunden.

Unter Hinterlassung des Blattes „Jerusalem“, das Rundstein in heiterer Verwirrung und mit einer Art Dreiländerblick anstarrte.

*

Fliegen

Die Welt hat Zweck.

Die Welt mit allem Drum und Dran hat Zweck.

Ein Reibeisen hat Zweck, ein Brückeneinsturz hat Zweck, die Kokosnuß hat Zweck, Herr Erzberger hat Zweck, ein Gewitter hat Zweck, Karlsbader Salz hat Zweck, der deutsche Sprachverein hat Zweck, ein Loch im Strumpf hat Zweck. Es haben auch die Fliegen Zweck.

Nämlich den, uns zu piesacken, zu stören, zu reizen, zu ärgern, zu quälen.

(1)

In der rechten Hand hältst du eine Flasche, in der linken einen Teelöffel.

Die Flasche birgt ein Mittel gegen Magenbeschwerden.

Zehn Tropfen sollst du nehmen.

Kaum beginnst du, abtropfen zu lassen, sitzt eine Fliege auf dem linken Zeigefinger und wetzt herausfordernd die Vorderflossen.

Du schüttelst die Hand, so gut du kannst.

Vergebens –

Die Fliege bleibt.

Grätig zählst du die Tropfen ab.

Die Fliege weiß genau, daß du ihr nichts anzuhaben vermagst, und ist entschlossen, erst in der allerletzten Sekunde davonzuflattern.

Du hast dich mittlerweile verzählt und pfeffertest am liebsten die Flasche in eine Ecke, bezähmst dich aber und schluckst das bittere Zeug hinunter.

Die Fliege hat sich geräuschlos entfernt, eh bevor du die mordgierigen Hände frei bekamst.

(2)

Du sitzest im Theater und siehst dir von einem molligen Parkettsessel aus das „letztmodernste" Drama Strindbergs an, wie sich das gebührt.

Die Bühne liegt im Halb-, der Zuschauerraum im Ganzdunkel.

Es ist gerade eine psychologisch zugespitzte Szene im Gange: Mann und Weib — einander gegenüber.

Du selbst bist schon ein wenig ermattet und folgst nur kümmerlich.

Du fühlst nach deiner Krawatte, zupfst an der Manschette und schneuzest dich so lautlos als möglich.

Da setzt sich eine Fliege auf deinen nahezu entlaubten Schädel, den du daheim mit Arabiens Wohlgerüchen besprengt hast.

Du scheuchst sie hinweg.

Die Fliege hat sich verflogen, sucht in dem dusteren Raum ein Ruheplätzchen, hat deine Platte als wohlgeeignet befunden und ist im Hui darauf zurückgekehrt.

Du scheuchst sie hinweg.

Strindberg ist dir vorläufig einerlei. Oder, wie du als echter Berliner sagen würdest: er kann dich fümfern.

Die verflixte verflogene Fliege hat nämlich allbereits zum dritten Male auf deiner Platte Fuß gefaßt.

Du patschest dir mit der leicht gekrümmten Rechten auf den Schädel und erntest für die Erzeugung dieses Geräusches vorwurfsvoll mißbilligende Blicke derjenigen, die um dich Ärmsten herum das Stück zwar nicht verstehen, jedoch noch von keiner Fliege behelligt werden.

Den Rest des Aktes verbringst du in einem Scharmützel mit der Fliege.

Sie läßt dir keine Ruhe, sondern setzt sich immer wieder auf dein kribbelndes Haupt nieder.

Im Zorne schimpfst du auf Strindberg, der an deinem Ungemach völlig unschuldig ist, und wartest in Verzweiflung auf den Aktschluß.

Endlich ist er da und die Fliege weg.

Aber der Abend ist dir verleidet.

(3)

Du bist eingezogen worden, hast den militärischen Drill aus nächster Nähe genossen und bittest nach Ver-

lauf des ersten Monats um Urlaub. Den Sonntag über.

Wird abgeschlagen.

Du wartest acht Tage und gibst abermals Urlaub ein — als Mann von Rückgrat.

Der Feldwebel eröffnet dir abends bei der Dienstausgabe, daß deine Meldung in den Papierkorb gewandert sei.

Du erzählst ihm ein langes und ein breites und beweist mit hinterhältiger Logik, daß du auf Urlaub fahren müssest.

Der Feldwebel sagt, er wolle es dem Kompanieführer sagen. Sagt er.

Na, er wird's vergessen.

Nein: er vergißt es nicht; denn schon am Montag wirst du zum Hauptmann bestellt.

Spornstreichs — wiewohl ein Infanteriste — flitzest du nach der Schreibstube, wo der Gewaltige an einem Tische sitzt und tausend Dinge zu erledigen hat.

Nachdem du nur eine Stunde hast warten dürfen — beim Militär, mein Sohn, wartet man immer und zwar um so länger, je belangloser der Grund dazu ist —, nach einer Stunde wirst du hingerufen.

Da setzt sich eine Fliege auf dein rechtes Ohrwaschel.

Der Hauptmann nimmt's gründlich, viel zu gründlich und geht deinen Gründen auf den Grund.

Du stehst ihm Rede und Antwort.

Mit der Fliege auf dem rechten Ohrwaschel.

Deine oft belachte Fertigkeit, mit den Ohren zu wakkeln, nützt dir nichts.

Der Kompaniechef läßt dich nicht aus den Augen.

Darum behältst du die Hände an der Hosennaht und bemühst dich — trotz der Fliege — einen möglichst militärischen Eindruck zu erzielen.

Der Fliege gefällt es ausnehmend gut auf dem Ohrwaschel. Sie spaziert gemächlich auf und ab.

Dir gefällt das weniger.

Du hast, während der Hauptmann dir einschärft, dich außerhalb der Kaserne möglichst stramm zu benehmen und dir auf der Reise nicht anmerken zu lassen, daß du ein Grünhorn bist, hast lediglich eins im Sinne: das widerwärtige Beest vom Ohre zu entfernen.

In Geistesabwesenheit redest du zuguterletzt den Hauptmann mit „Sie" an, worauf dein Urlaub in die Binsen geht; denn ein Hauptmann, das merke dir, ist niemals ein „Sie".

(4)

Du bist bei Frau Kommissionsrat Blechgestrüpp zu Gaste geladen, alter Schwerenöter du!

Einen schweren Stein scheinst du bei der dicken Dame

im Brette zu haben, und ob du nicht auch Hahn im Korbe des Töchterleins bist?

Im blauen Salon plauderst du gemütlich mit den beiden Damen.

Dein Weizen blüht.

Da bemerkst du — mitten in der Unterhaltung — eine Fliege im Halsausschnitt der Gastgeberin, ohne daß diese selbst es täte.

Mit zarten Nerven ausgestattet bist du leider, und es verursacht dir die Fliege auf fremder Haut mehr Pein als auf der eigenen.

Dich juckt es doppelt.

Es ist dir, als müßtest du das Tier von deinem Körper vertreiben.

Du kannst nicht an dich halten.

Und während die Frau Kommerzienrat entsetzt auf deine kecken Finger starrt — das Töchterchen ist gleicherweise sprachlos — streichst du der dicken Madam über den Brustansatz und jagst die lästige Fliege fort.

Man nimmt dir dein unfeines Benehmen krumm und weist dir unverblümt die Tür.

Dein Weizen welkt.

(5)

Es ist kurz vor Mitternacht. Vor einer Stunde hast du die Kerze ausgepustet.

Hättest du nicht den geschlagenen Abend Zigaretten gepafft, wäre dir behaglicher zumute, mein Gutester.

Siehst du, das kommt davon: nun liegst du da, stierst in die Finsternis, bist müde und kannst gleichwohl nicht schlafen.

Du bist aufgeregt.

Allerdings dürfte dies kaum die Folge des Rauchens sein.

In dem schwarzen Stübchen summt nämlich ein Brummer herum.

Man *sieht* ihn förmlich im Zickzack dahintoben.

Er kann nicht zur Ruhe kommen, und daher kannst *du* nicht zur Ruhe kommen.

Du bist aufgeregt, und *er* ist aufgeregt.

Du durch ihn.

Ihr seid alle zwei aufgeregt.

Das gibt ein Unglück!

Steh auf, Vielteurer, und puch' ihm tot, und du wirst endlich, endlich Schlaf finden!

*

Der Psycholog

Für Ludwig Thoma

Als schlichter Mann des Volkes verstehe ich herzlich wenig von Psychologie, doch hatte ich, ehrlich gestanden, seit meiner Konfirmation das Gefühl, als rangiere sie, was ihren wissenschaftlichen Wert anlangt, tief unter dem „Blindekuh" betitelten Gesellschaftsspiele.

Unlängst habe ich einen notorischen Psychologen kennen gelernt, einen Mann in langen Hosen und mit allen übrigen sichtbaren Abzeichen der völligen Erwachsenheit, als da sind, Brille, Denkerstirn, Bart und Hängebauch, — einen Mann, der sich berufsmäßig mit Psychologie befaßt, und der sich stolz-schlicht einen „Psychologen" nannte.

Diesem Psychologen gegenüber bediente ich mich mit Fug der klassischen Ironie (die, wie ihr alle wißt, einen Kniff der pfiffigen griechischen Philosophen bildete) und stellte mich deppenhaft.

Einen Deppen zu markieren, fällt mir um so leichter, als ich von Natur überaus harmlose Gesichtszüge zur Schau trage und auch in geistiger Beziehung so manchen Wunsch offen lasse.

Der Psycholog freilich, der in geistiger Beziehung alles zu wünschen übrig ließ, bemerkte nichts von meiner „Ironie" und kroch auf den Leim, welchen vorgetäuschte Wißbegier und kirre machende Schmeichelei gekocht hatten, und er packte seine psychologischen Kenntnisse mit Selbstgefallen vor mir Deppen aus.

Sein System war folgendermaßen beschaffen:

Er hatte durch lange Jahre sein eigenes Ich unermüdlich studiert und jeder seiner seelischen Äußerungen bis in die tiefsten Tiefen der Psyche nachgespürt.

„Psyche" hieß das Ding in sich, das Ding in ihm, das Ding in sich in ihm, das Ding in sich an sich in ihm.

Na, und das Ding kannte er so gründlich wie unsereiner die Karte von Deutschland oder die Skatkarte.

Nachdem er sich und seine Psyche mit hingebungsvollem Eifer „studiert" hatte, pürschte er sich an fremde, unbekannte Seelen hinan.

Er hatte nämlich nicht weggekriegt, der gute Mann, daß jegliche Selbstbeobachtung nichts anderes ist als gröblicher Selbstbetrug, und daß jedes „Ich" Mätzchen macht und „sich anstellt", sobald es unter die Lupe gelegt wird.

Der Psycholog „studierte" also anders-ichige Psychen und schob jeder einzelnen die an dem eigenen „Dinge" erzielten Resultate unter, so daß sämtliche bis dato un-

bekannten „Dinger" sich im Hui dem Scharfblicke des Psychologen entblätterten und sozusagen den nackten Zustand hinreckten, welch letzter in der Totalität und auf jeden Fall dem nackten Zustande des Psychologen selbst zum Sprechen ähnlich schien.

Nachdem der Herr ein Jahr lang mit „Nicht-Ichs" sich herumgeschunden hatte, kehrte er zur eigenen, wohlvertrauten Psyche zurück und fand sie in voller Blüte.

Er verglich sie einem wunderbaren Obstbaume, dem täglich neue Reiser aufgepfropft werden müßten.

Ich staunte und vergaß für eine Weile, den Mund wieder zu schließen.

Psychologie war demnach die einfachste Angelegenheit der Welt — man brauchte sich lediglich psychische Wippchen vorzumachen!

Ich wunderte mich nicht mehr, daß die Psychologie eine so geläufige Kunst sei, und verstand plötzlich die weite Verbreitung dieser Mode.

Psychologisch geschult zu sein, galt als schick. Ich wollte mithalten und bat den guten Mann, mich in seine Methode, Seelen zu enthüllen, einzuweihen.

Er führte aus: ich müsse zuerst einmal sehen lernen. Die Menschen liefen blind umher und gingen an allem Wesentlichen vorüber. Die Menschen schliefen mit offenen Augen. Es sei ein Jammer.

In diesem Punkte stimmte ich dem Psychologen aus

vollem Halse bei. Die Menschen schlafen tatsächlich mit offenen Augen.

Aber was hat das Sehen mit Psychologie zu tun?

Sehr viel, belehrte mich der gute Mann.

Erst muß man das Innere erfassen — dazu gehört der Scharfsinn —, dann muß man schauen und beobachten — dazu gehören gute Augen —, und schließlich muß man kombinieren.

Dazu gehört Phantasie, aber das verriet der gute Mann nicht; denn das wußte er nicht; denn er hatte keine.

Ich fragte, inwiefern das Schauen und Beobachten so wichtig sei.

Er verkündete: jede Falte meines Gesichts, der Schwung meiner Augenbrauen, das Spiel meiner Mundwinkel, die Anordnung meiner Nasenflügel, die Behaarung meiner Hände, der Zustand der Fingernägel — — alles das eröffne ganze Seelenkomplexe. Eine Psyche sei von außen am raschesten zu fassen und zu beleuchten.

Aha, dachte ich, hast du schmutzige Finger, bist du eine schmutzige Seele.

Aber so einfach war es nicht.

Denn das Allerwichtigste sei der Schädel, und der gebe den Ausschlag.

Ich erkundigte mich nach seiner Schädel-Theorie.

Da fingerte er und drückte er mir an meinem Hinterkopf herum und knetete meine Stirn und beklopfte die Schläfen und gab mir eine Kostprobe seiner Wissenschaft, indem er behauptete, die Beule, welche die Rückseite meiner Birne ziert, sei ein untrüglicher Beweis für pervers geartete Sinnlichkeit und den Hang zu Masochismus.

Es war die höchste Zeit, daß ich davon erfuhr. Ich werde nicht ermangeln, mich danach zu richten. Ich sage dem Herrn Psychiater meinen verbindlichsten Dank. Ich werde stets freigesprochen werden.

Habe man jedoch, fuhr er fort, den äußeren Habitus erfaßt (er kannte auch einen inneren!), so dürfe man ungescheut die innere Struktur nachzeichnen und könne, sei dies geschehen, die Gesamt-Architektonik leichtlich aufbauen.

Gut geschnattert, Löwe, dachte ich und beschloß, den Psychologen elend hineinzulegen.

Gewiß ist das Sehen, Schauen, Beobachten und Aufmerken von eminenter Bedeutung nicht nur fürs Leben, sondern vor allem für die Psychologie, aber ohne Fantasey ist's Essig mit aller Psychologie — das weiß ich schlichter Mann des Volkes.

Alle Dichter sind Psychologen. Mitfühlen, miterleben, sich — unter Aufgebung des eigenen Ichs — in den andern hineinversetzen, fremde Schicksale erleben

(und seien sie noch so unscheinbar) – das macht den Psychologen aus, nämlich den Dichter.

Schließlich ist jeder gute Christ, der ein mitfühlendes Herz und einen offenen Sinn hat, Psycholog.

Das Herz macht den Psychologen, nicht das Gehirn.

Und das Auge gleich gar nicht.

Das wollte ich dem guten Manne klarlegen.

Ich bat ihn, mir für einen Augenblick seine Uhr zu leihen. Er zog sie aus der Westentasche, und ich nahm sie.

Dann fragte ich: „Sind Sie imstande, mir aufzuzeichnen, wie auf Ihrer Uhr die Drei aussieht?"

Der Psycholog nickte ganz langsam mit dem Psychologenkopfe, nahm ein Blatt Papier zur Hand und malte mit dem Bleistift eine schöne römische Drei.

„Falsch!" sprach ich. „Diese Uhr, die Sie tagtäglich soundsooft beaugenscheinigen, hat arabische Ziffern!"

„Ach ja, freilich!" versetzte der Psycholog rasch und strich die römische Drei durch.

Ich war Psycholog genug, um zu bemerken, daß er so tat, als sei ihm dies „Ver-sehen" selber unbegreiflich.

„Die Vier . . ." forschte ich weiter, „die sieht wie aus?"

Der Psycholog schrieb eine arabische Vier hin, wobei er lange überlegte, ob er die beiden oberen Balken offen lassen oder schließen sollte.

Endlich schloß er sie.

„Sie zürnen mir nicht," sagte ich, „wenn ich Sie hinsichtlich der Ziffern täuschte — — diese Uhr hat in der Tat römische Zahlen!"

Der Psycholog unterdrückte irgendeine gegen die konventionelle Höflichkeit verstoßende Verlautbarung, was ich vermöge meiner Ungeschultheit in psychologischen Dingen nicht wahrnahm.

Zaudernd pinselte der Gelackmeierte eine römische Vier hin: eine Fünf und davor eine Eins.

„Falsch," sprach ich. „Die Vier besteht aus vier senkrechten Strichen."

Ehe sich der gute Mann über mich — und da dies in meiner Gegenwart nicht angängig war, folglich über sich — erbosen konnte, schleuderte ich ihm ins intelligente Gesicht:

„Und wie ist die Sechs dargestellt?"

Dieses Mal war der Psycholog seiner Sache sicher: sechs senkrechte Striche waren es bestimmt nicht!

Er schrieb eine prächtige römische Sechs aufs Papier — eine Fünf und eine Eins.

Da reichte ich ihm die Uhr.

Die Sechs fehlte.

Sie fehlt auf allen Taschenuhren.

Ich war wenige Tage zuvor selber auf den Scherz hineingefallen, als mich ein Freund die Sechs meiner Taschenuhr nachmalen hieß.

Auch ich hatte eine ausgewachsene, formvollendete Sechs hingesetzt.

Mein Freund war übrigens seinerseits ganz in der gleichen Weise aufgesessen.

Ein ihm bekannter Lehrer hatte ihn aufsitzen lassen, und der hatte ein Kosmosbändchen gelesen, und da stand der Scherz drin.

Aber mein Freund hatte gelacht, als er die vakante Sechs auf seiner Uhr besichtigt hatte, und ich hatte ebenfalls gelacht; aber mein Psycholog war stinkwütend und versenkte seinen Seiger in die Westentasche. Zähneknirschend.

Ich dachte bei mir: in anderer Menschen Seele wollen sie lesen und kennen nicht einmal die eigene Uhr.

Ich dachte noch vielerlei. Von Richtern und Eltern, von Eheleuten und Schauspielern. Am längsten von Richtern.

Aber das gehört nicht hierher.

Aber das gehört hierher, daß ein Jahr nach meiner kleinen Szene mit dem Psychologen ein Werk von ihm erschien, worin er auf Grund seiner an zahlreichen Karnickelmenschen angestellten Untersuchungen nachweist daß rund hundert Prozent sämtlicher auf Erden wandelnder Lebewesen im unklaren sei über das Aussehen der eigenen Taschenuhr.

Ein Rezensionsexemplar besitze ich.

Ich habe es der Bibliothek des internationalen Verbandes mitteleuropäischer Taschendiebe entwendet.

*

Zink

In Böpfingen, im Schwäbischen, lebt ein Bäckermeister namens Zink, ein Mensch zwar mit einem Buckel, aber von großem Maule — — einer von denen, die alles können, überall dabei sein müssen und das Gras wachsen hören. Wenn es zum Klappen kommt, erweist es sich meist, daß es mit ihren Künsten nicht weit her ist, und sie stehen da. Zink ist einer von denen, die ihre Nase in jeden Topf stecken.

Übrigens ist er in ganz Böpfingen bekannt als Pantoffelheld und liefert in dieser Eigenschaft öfter, als ihm lieb ist, Stoff zu belustigenden Klatschereien.

Doch daß er ein berühmter Mann werden würde, das hat ihm nicht geträumt. Dagegen hat er nichts tun können: er ward ein berühmter Mann, und heute kennt ihn jedes Kind seines Dorfes. Desgleichen weiß man in der benachbarten Kreisstadt lächelnd Bescheid um den buckligen Bäckermeister.

— — — Ein Beamter des Elektrizitäts-Werkes „Schuckert", der in Böpfingen einen Auftrag zu erledigen hatte, ein geborener Schwabe, und der im Hause eines Verwandten Quartier bezog — unweit der Brot-

und Feinbäckerei des K. Zink —, mußte nach Beendigung seiner Tätigkeit in Böpfingen ein neuerbautes Gasthaus in dem etwa zwölf Kilometer entfernten Städtchen Durach installieren. Zu seiner Bequemlichkeit und damit er in seinem Quartier verbleiben könnte, hatte ihm seine Firma einen zweiräderigen „Wanderer" zur Verfügung gestellt, eine solide Maschine mit 8 PS.

Auf diesem „Wanderer" fuhr er frühmorgens nach Durach hinüber und kehrte am späten Nachmittag oder des Abends nach Böpfingen zurück.

Zink bekundete lebhaftes Interesse für das Motor-Zweirad und suchte den Elektrotechniker des mehreren in ein fachmännisches Gespräch zu verwickeln.

Die Gelegenheit bot sich schließlich an einem Sonntag-Morgen. Es war in der achten Stunde, da brachte der dienstfreie Beamte des Schuckert-Werkes seinen „Wanderer" instand, hantierte mit Schraubschlüssel und Ölkanne, füllte Benzin auf . . . . alles dies in Gegenwart Zinks.

Nach langem Zögern trat der Bäcker hinzu und knüpfte die herbeigesehnte Unterhaltung an. Er sei passionierter Radler, sagte er, habe daheim zwei Ehrenpreise stehen, vom Vereine her, und . . . ja, und er möchte gar zu gern einmal auf solch einem Dinge fahren, das müsse doch viel genußreicher sein — —

Der Elektrotechniker warf einen langen Blick auf den

buckligen Bäckermeister, der in Holzpantoffeln und mit aufgekrempten Hemdärmeln dastand und derart verwegene Wünsche äußerte.

Erst wollte er den Mann mit ein paar wenig freundlichen Worten abspeisen, aber Zink legte die redlichste Wißbegier an den Tag und ließ nicht locker.

Er zeigte also dem Buckligen die Hebel: für den Vergaser, für den Benzin-Zulauf, für den Magneten und für die Bremse; und erklärte ihm die Handhabung der einzelnen.

Zink war rasch im klaren, schaltete tollkühn den höchsten Gang ein, schob das Rad — versuchsweise — an (die Rechte unterm Sattel, die Linke auf der weit zurückgebogenen Lenkstange) .... die Zündung funktionierte tadellos, der Motor begann zu knattern, und, als sei das verabredet gewesen, schwang sich Zink auf das stinkende Roß.

Blaue Wolken entwirbelten mächtig dem Auspuff.

Der Elektrotechniker fühlte das Blut in seinen Adern stocken.

Aber da war nichts zu ändern:

Zink sauste dahin — mit hochgestreiften Hemdärmeln, einen Gürtel um den schmächtigen Bäckerbauch — sauste dahin in rasendem Tempo — sauste dahin — irgendwohin ... in tausend Ängsten und in Holzpantoffeln.

Bald war er den Blicken seines aufs äußerste bestürzten Lehrmeisters entschwunden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ein schöner Sonntag-Morgen.

Die Vögel singen und tirilieren, die Blumen duften, die Sonne lacht über das ganze Gesicht, und ein Böpfinger Bäckermeister rast auf unheimlichem Motore durch den Frieden des schwäbischen Landes.

Zink rast in die weite, weite Welt ....

Er hielt sich krampfhaft fest und schaute nicht nach rechts und nicht nach links, sondern unentwegt geradeaus, immer geradeaus, immer geradeaus.

Friedlichen Landleuten, die starr vor Entsetzen wie angewurzelt stehen blieben oder wild die Flucht über den Straßengraben ergriffen, schrie er schon von ferne die unverständlichsten Dinge zu.

Er raste auf der Landstraße dahin mit schrecklichem Getöse.

Es wehte sein gelber Schopf — die Mütze war längst zum Teufel gegangen —, es wehte sein Halstuch.

Den rechten Pantoffel hat er verloren, den linken hält er mit gewaltiger Anstrengung am Fuße fest; er spreizt die Zehen und macht sie dick und schwer; Schweiß rinnt ihm ins Gesicht.

Das Kornett ertönen zu lassen, wagt er nicht.

Steif und unbeweglich, wie verzaubert, hockt er auf

dem stampfenden, bullernden Dinge, die Zähne zusammengebissen und die Augen stier glotzend. Wie ein Chamäleon.

Bis nach Durach führt eine ebene, glatte Straße, und der „Wanderer" lief prächtig.

Dörfer flogen im Sturme vorüber.

Ihre Bewohner, an den Lärm des täglich zweimal einherdonnernden Motorrades leidlich gewöhnt, warfen die Hände über dem Kopf zusammen, wenn sie den Böpfinger Bäckermeister erkannten in seinem durchaus unfestlichen Aufputz, und schlugen wohl zwei Haken oder gar drei Kreuze. Aber auch, wer nicht wußte, daß es der Zink sei, der da wie tobsüchtig vorbeifegte, verfiel in Staunen und Wundern; denn das Wesen auf dem Rade gab ein wildes Johlen von sich und schien sich mitteilen zu wollen — — es war da irgend etwas nicht in Ordnung . . .

Jawohl, ganz recht: es war etwas nicht in Ordnung.

Zink, der ehrsame Bäckermeister, hatte allen Ernstes das sichere Gefühl, schnurstracks in den Schlund der Hölle hineinzujagen.

Mein Gott, wie sollte das noch enden?

. . . Zwei Dörfer vor Durach liegt Wintersgrün.

Auf der Fahrt durch diesen Ort geschah die Katastrophe: der Motor explodierte mit markerschütterndem Krach, und die gesamte Maschinerie flog in die Luft.

Zink war zu Tode erschrocken.

Aber die Jagd ging ohne die n[illegible]gste Pause weiter, immer weiter. Es war nichts als ei[illegible] Fehlzündung gewesen, die den Kanonenschuß verursacht hatte.

Der unfreiwillige Rekordbrecher raste der Kreisstadt zu, unabwendbar.

— — In Durach, einem beliebten Badeorte, spielte mitten auf dem Markte, unter dem Denkmal Erwins des Abgehärteten, ahnungslos und gefühlvoll die Kurkapelle, bestehend aus einem Dutzend auffallend dicker Musikergestalten, den Kapellmeister einbegriffen. Die feiertägig gekleideten Sommergäste promenierten auf und ab und ergingen sich in heiteren Gesprächen; nette Jünglinge schnitten noch netteren Jungfräuleins die Cour, wie in einem Kur-Orte nicht anders zu erwarten, und die halbe Einwohnerschaft war gleichfalls auf dem Platze versammelt, um des musikalischen Genusses teilhaftig zu werden, und um zu sehen, was die Damen aus der Stadt anhaben.

Es wurde soeben ein Potpourri aus Wagners „Lohengrin" gespielt.

Da kommt in allerhöchster Eile, wie irrsinnig, ohne Rock und ohne Hut, Herr Korbinian Zink angeknattert und biegt auf den Marktplatz ein.

Man schreit, man quiekt, man ist sprachlos.

Kurven zu nehmen, das getraut der Ärmste sich nicht,

und ins Publikum, das sich stauende, zu fahren erst recht nicht — — infolgedessen saust er wohl oder übel um den Platz herum, von allen Anwesenden mit sichtlichem Interesse verfolgt.

Die Musik schweigt.

Keiner redet ein Wort.

Zink macht die Runde.

Der Markt ist elend gepflastert, das Pflaster holperig. Indessen: was soll er tun?

Er macht die Runde ein zweites Mal.

Vereinzelte jubeln ihm zu, einer ruft: „Verlieren Sie Ihren Zylinder nicht!", die Überraschung löst sich in unbändige Heiterkeit, man bringt dem Meister lärmende Ovationen dar, die Musik fährt fort zu spielen, und Zink legt Runde auf Runde zurück.

Polizisten sperren die Bahn ab; herbeigeeilte Feuerwehrmänner sorgen für Ordnung in der Menge; der Bürgermeister erscheint, um dem sportlichen Ereignis beizuwohnen.

In den einzelnen Kurven bilden sich Gruppen, die dem passierenden Bäckermeister jeweils zurufen, die wievielte Runde er zurückgelegt hat, und welche, die Tücher schwenken und muteinflößende Worte rufen. „Nicht auslassen! Feste, Zink!" „Bravo, bravo!" „Hurra, Zink!" „Immer feste druff!"

Die Kapelle erledigt ihr Programm, der Motor rat-

tert und knattert, die Menschen schütten sich aus vor Lachen, die Trompeten schmettern, die Pauke bummst, und der Böpfinger Bäckermeister rast tiefernst und feierlich um den holperigen Marktplatz.

Sogar über die ehernen Züge Erwins des Abgehärteten huschte ein Schmunzeln.

Die Fenster ringsum haben sich geöffnet.

Ganz Durach ist herbeigeströmt und lacht Tränen über den Mann auf dem Motorrade, über den Mann ohne Rock und Hut und in Strümpfen (der linke Pantoffel ist längst seinem rechten Bruder gefolgt).

Endlich geht das Konzert zu Ende.

Die bäuchigen Musikanten blasen noch einen urkräftigen Tusch auf Meister Zink, packen hierauf ihre Instrumente ein und mischen sich unter die Zuschauer.

Etliche, die sich halb zuschanden gelacht haben, wanken von dannen. Die einen und die anderen entfernen sich, um Mittag zu essen.

Zink rast unaufhörlich um den Marktplatz, rast unaufhörlich um den Duracher Marktplatz.

Er raste bis um zwei Uhr, bis der Benzinvorrat aufgebraucht war.

Das Sechsstunden-Rennen war gewonnen.

Man hob den Erschöpften aus dem Sattel — — mit einem Seufzer sank er in sich zusammen.

Am Abend haben die Duracher ihn mitsamt dem Rade auf einen Wagen geladen und heimgefahren.

Ob es eine Auseinandersetzung mit seiner Ehefrau gegeben hat, steht dahin.

Einem Gerücht zufolge soll der Meister eine weithin hörbare Tracht Prügel bezogen haben, aber das ist nicht einwandfrei bezeugt.

Mit dem Elektrotechniker hat er jedenfalls kein Gespräch mehr gepflogen; er hat Wut auf ihn gehabt und ist ihm aus dem Wege gegangen.

Desgleichen hat er seine Mitbürger nach Tunlichkeit gemieden.

Später, als der Vorfall in der Erinnerung verblaßt war, wagte er sich wieder hervor, der Meister Zink, und schimpfte auf alle neumodischen Erfindungen.

Aber das hat sich gelegt, und heutigentags ist er wieder obenauf und brüstet sich mit der Leistung von „damals" und sagt in Würdigung seiner Persönlichkeit: das solle ihm einmal jemand nachmachen!

*

Das verlaufene Kind

Was ist die schönste Zeit im menschlichen Leben?

Die Tanzstunde, die Flitterwochen, die Jugend — — ich weiß es nicht.

Den meisten vielleicht die Jugend. Bis zu dem Tage, wo sie zur Schule mußten.

Schließlich ist sogar die Jugend einschließlich der Schulzeit schön.

Allerdings: wenn man all das, was man an Furcht, Bange, Kummer, Herzeleid, Sorgen und Schrecken in der Schulzeit hat erleben müssen, aufhäufte zu einem Berge — man bräche zusammen bei dem Anblicke dieses Gaurisankars und würde es nicht fassen, daß man die Lust zu leben nicht verlor.

Denn nur die Tölpel vermeinen, die Sorgen der Minderjährigen seien ein Pappenstiel und stünden in keinem Verhältnis zu denen der Erwachsenen.

Oh, die Sorgen und Wirrnisse des Kindes sind tausendfach entsetzlicher als die durch den „Ernst des Lebens" hervorgerufenen Unannehmlichkeiten und Nöte. Und die Trauer um eine zerbrochene Puppe mag manches blutjunge Herz zerschnitten haben — im Gegensatz

zur Trauer des vollsinnigen Durchschnittsnormalunterhosenmagistratsbeamten, der sich mit einem „Ihm (oder ihr) ist wohl – wer weiß, was ihm (oder ihr) alles erspart geblieben ist!" über den Verlust des teueren Menschen billig hinwegsetzt.

Anderseits: wenn man all das, was während der Schulzeit gelacht, gekichert, gescherzt, gequiekt, gespaßt, geulkt und aus Übermut getobt worden ist, aufeinander schichtete, man würde, von der Überfülle längst verblaßter Fröhlichkeit überwältigt, staunend stehen und halb lächelnd und halb seufzend feststellen, daß – – –

Ich kaue an meinem Federhalter.

(Das ist eine Lüge. An Füllhaltern kann man gar nicht kauen.)

(Wiederum eine Lüge! Der Verfasser schreibt auf der Schreibmaschine!)

Seit ich davon gehört habe, daß Einleitungen betrachtender Art geziemend seien, gebe ich mir redlich Mühe, welche zu schreiben, aber sie mißraten.

Wenn ich mir einbilde, im besten Zuge zu sein, hakt der Verstand aus, und ich bleibe sitzen.

Halb lächelnd und halb seufzend stelle ich fest, daß ich mich verfahren habe.

Ach, wie verlogen ist doch die ganze Schreiberei!

– – – – – – – – – – – – – – – –

Ich hatte das so geplant: von der Jugend wollte ich

auf die Schulzeit, von der Schulzeit auf die Ferien zu reden kommen und eine Geschichte erzählen, die in den großen Ferien spielt, und die, weil ich sie am eigenen Leibe erlebt habe, einem Sextaner, namens Heinz Liebeskind, untergeschoben werden sollte.

Alles, was selbsterlebt ist, wird von mir anderen zugeschrieben.

Alles, was nicht selbsterlebt ist, erzähle ich im Ich-Tone.

Die ganze Schreiberei ist verlogen!

— — — — — — — — — — — — — — —

Das begonnene Manuskript lag zwei Jahre im Kleiderschrank verborgen (ich bewahre nämlich aus Vorsicht sämtliche Manuskripte im Kleiderschranke auf) und wurde bei irgendeiner Gelegenheit ans Licht gezogen.

Anstatt es in den Ofen zu schleudern, hat der Verfasser die Stirn, um nicht zu sagen den Dickkopf, es (das Manuskript) als Einleitung zu einer Skizze „Verlaufen" zu benutzen, ein Unterfangen, das nicht genug gemißbilligt oder mißgebilligt werden kann.

Und dabei ist auch dies eine Lüge; denn das Manuskript hat nie im Kleiderschranke gelegen.

(Der Verfasser ist so wenig im Besitze eines Kleiderschrankes, wie er im Besitze einer Schreibmaschine ist.)

Plumpe, widerwärtige Mache!

— — — — — — — — — — — — — — —

Ja, zum Donnerwetter, soll ich nun die Skizze „Verraufen" schreiben oder nicht?

Nicht?

Warum nicht?

Nun erst recht!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Papa Liebeskind (ätherische Öle) hat Norderney als Sommerfrische vorgeschlagen; Mama Liebeskind dagegen Gagernhausen, wo die Tante Selma wohnt.

Infolgedessen fährt Familie Liebeskind nach Gagernhausen.

Vater, Mutter und Sohn.

Das Dienstmädchen darf für die Dauer der Ferien zu seinen Eltern, den Hottentotten.

Gagernhausen, wo Tante Selma ihren Landsitz hat, ist ein Dörfchen von fünfhundert Einwohnern und liegt im Pommerschen.

Kein Städter hat es noch entdeckt.

Zwar ruht es paradiesisch am Saume eines tiefen Waldes und wäre in einem Bade-Prospekte mit fulminanten Adjektiven zu bedenken, doch sind die Dörfer von offenkundiger Gehässigkeit auf alles Städtische erfüllt und erschweren jedem Durchreisenden den Aufenthalt schon dadurch, daß sie keine Unterkunft gewähren.

Das Dörfchen wird nie entdeckt werden, weil seine

Einwohner geradezu darauf ausgehen, dem Fremden den Aufenthalt zu verekeln.

Gasthäuser gibt es zwei, aber sie sprechen ihrem Namen Hohn. Es sind ungastliche Häuser.

So ist es mit allem. Weit und breit kein Barbier, kein Kaufladen, keine vom Verschönerungsverein deplacierten Bänke, kein „Weidmannsheil", kein Aussichtsturm, kein Schweizerhäuschen, nichts.

Herr und Frau Liebeskind, die Gagernhausen von früheren, anspruchslosen Zeiten her kannten, waren nicht sonderlich entzückt, das Dörfchen so unverändert wiederzufinden, im Gegenteil: sie bereuten bitter, nicht nach Norderney gereist zu sein.

Frau Liebeskind tat zwar ihrem Gatten gegenüber, als sei Gagernhausen seit je das Ziel ihrer sehnsüchtigen Träume gewesen, sie fand die Gegend, das Dorf und die Leute „reizend-schön", aber das war Heuchelei und Verstellung.

Sie wollte sich vor dem Gatten nicht blamieren.

Wer sich rechtschaffen wohl fühlte und in Seligkeit schwamm, das war Heinz.

Den lieben, langen Tag streifte er im Walde umher; kaum gönnte er sich zu den Mahlzeiten Ruhe, einige Bissen hinunterzuschlingen.

Selbst wenn es regnete, streifte er draußen umher.

Und es regnete manches Mal ... wie sich das für eine ordentliche Sommerfrische geziemt.

An einem besonders prächtigen Morgen unternahm Heinz eine Entdeckungsfahrt in den Wald hinein.

Wald, nichts als Wald!

Das hatte Heinz noch nie gesehen. Ein Urwald, in dem es von Märchen raunte und flüsterte.

Spinnen krabbelten und Käfer.

Kringel, von der Sonne gezeichnet, flackerten im Halbdunkel.

Langstengelige, bleiche Pflanzen leuchteten fahl mit ihren Spargelköpfen und sahen aus, als ob sie wie Marzipan schmecken müßten.

Heinz drang tief in den Wald.

Da hockten Pilze im Moos wie Wichtelmänner, dickmoppelig und durchtrieben. Sie machten Gesichter, wie wenn sie Anton hießen. Heinz hätte nie geglaubt, daß es so viele Pilze geben könnte in einem Wald.

Dann lag der helle Tag zwischen den Bäumen: eine Lichtung. Kreisrund und wie abgezirkt. In Mondnächten fahren hier die Pilzmänner auf Graspferdchen Karussell und treiben Schnickschnack.

Die Pilze beschäftigten den Heinz lebhaft. Er empfand ihr Heimliches, Hinterhältiges, ihr stillvergnügt verhaltenes Lebendigsein.

Solange man sie ins Auge faßt, stehen sie stumm

und zucken nicht, aber kaum kehrt man ihnen den Rücken, da leben sie auf, tuscheln sich boshafte Dinge zu und schnellen ihre Hüte in die Luft wie Zirkusclowns.

Heinz ist hinter den rotbehuteten her, hinter den Fliegenpilzen, die sich als Weihnachtsgebäck mit dicken Zuckerklümpchen ausgeben.

Auch Eichhörnchen sieht Heinz hobbeln.

Sie flitzen einen Baum hinauf, aber mit einem Male sitzen sie wie ausgestopft und rühren sich nicht.

Heinz dringt immer tiefer in den Wald.

Er hält Schritt mit einem Bache. Er zieht Schuh und Strümpfe aus und hupft von Stein zu Stein.

Er baut aus Farren und Grasbüscheln, die er samt Wurzeln aus dem Erdreich löst, ein Stauwerk und legt einen Wasserfall an.

Er mauert und schuftet, verstärkt den Damm und befestigt ihn mit Steinblöcken.

Stunden vergehen.

Heinz hat das Gefühl für Zeit verloren. Erst der Hunger, der aus seinem Magen knurrt, bringt ihm zu Bewußtsein, daß ringsum Wald und wieder Wald ist.

Heinz kriegt's mit der Angst zu tun.

Er will zurück nach Gagernhausen — — auf dem nächsten Wege — — aber wie?

Wo liegt Gagernhausen; aus welcher Richtung ist Heinz gekommen?

Aufs Geratewohl läuft er durch den Wald — in irgendeiner Richtung.

Er flieht wie ein gehetztes Reh.

Er denkt: Vater, Mutter, Tante, ich will's nicht wieder tun; oh: hier bin ich vorhin schon gewesen!

Der Wald dünkt ihn vertraut. Ihm ist, als habe er diesen, jenen Baum „vorhin" gesehen. Eine dicke Wurzel, über die er stolpert, erkennt er mit Sicherheit wieder. Sie krümmt sich wie eine Schlange und ist geschwollen, als habe sie ein Kaninchen verschluckt. Heinz hat das Bild einmal gezeigt bekommen.

Aber er hat sich getäuscht. Es ist anderer Wald. Wald, in dem er noch nicht war.

Er stürmt dahin. Spinnweben verkleben ihm die Augen. Die Angst schnürt ihm die Kehle zu.

Er bildet sich ein, in ein und derselben Richtung zu laufen — — in Wahrheit jagt er fast im Kreise umher.

Heinz heult lautlos in sich hinein. Er wimmert.

In Schweiß gebadet, erreicht er endlich eine Waldwiese.

An der Wiese führt, deutlich zu erkennen, ein Weg hinab.

Ein Weg . . .

Heinz fühlt Hoffnung; rennt, was die Kräfte hergeben, den Weg entlang.

Der Weg streckt sich.

Rechts und links Wald, Wald, Wald.

Der Weg hört überhaupt nicht wieder auf.

Heinz keucht.

Der Weg windet sich und schlängelt sich — kein Ende.

Heinz stammelt törichtes Zeug, das ihm sein Sextaner-Hirn zerzaust: Senkbleisoldat, Senkbleisoldat, Schaukelpferdäpfel, Senkbleisoldat, Schaukelpferdäpfel . . .

Der Weg hört nie wieder auf!

Senkbleisoldat, Schaukelpferdsoldat, Bleisoldatenäpfel, Soldatenpferdeblei . . .

Lieber Gott, wenn der Weg ganz anderswohin führt und nicht nach Gagernhausen!?

Der Weg ist endlos!

Bleisoldatenblei, Apfelbleisoldaten, Senkäpfelblei . . .

Heinz verblödet.

Da, in der Ferne, eine Tafel.

Sie leuchtet.

Ein Wegweiser!

Heinz verdoppelt seinen Laufschritt. Er kann kaum mehr.

Wahrhaftig! ein Wegweiser!

Heinz steht davor.

Und buchst—a—b—ie . . rt . . . .

NACH GAGERNHAUSEN

Heinz ist auf den Kopf geschlagen.

Wo liegt Gagernhausen?

Der Pfeil zeigt nach beiden Seiten und ist zu allem Überflusse mehrfach durchgestrichen.

Aber Heinz muß nach Hause, muß nach Hause, lieber Gott.

Was werden die Eltern sagen?

Heinz rennt in derselben Richtung weiter, in der er gerannt ist.

Der Weg läuft mit ihm um die Wette, läuft ihm unter den Füßen fort.

— Nach langer, langer Zeit gabelt er sich. An der Weggabelung — hoch an einem Baumstamme — hängt abermals ein Wegweiser.

Heinz tüftelt ihn aus.

GAGERNHAUSEN		KALTENBACH	
15 Min.	1,5 km	30 Min.	1,5 km
DREEBSEN		ZIRNDORF	
1 Std.	4 km	1 Std.	3,5 km

Nach Gagernhausen — eine Viertelstunde!

Heinz zittert vor Jubel an allen Gliedern.

Frischen Mut geschöpft, und dann weiter!

Nach einer Stunde etwa sieht er die ersten Häuser des vertrauten Dörfchens auftauchen.

Der Wald entläßt ihn, der böse.

Nun nimmt sich Heinz Zeit.

Erstens, weil er seines Zieles sicher ist; zweitens, weil

ihn seine Beine nimmer tragen wollen; drittens, weil er an die Eltern denkt.

Bald hat er's geschafft.

Er tritt ins Haus der Tante.

Die Eltern sitzen im Garten.

Die Tante steht in der Küche und gibt gerührt dem Jungen einen Kuß, ohne lange zu fragen.

Strahlend bringt sie den Erschöpften in den Garten — zu den Eltern.

Der Vater hat es schon von weitem gewittert, daß Heinz wieder da ist.

Er erhebt sich aus der Hängematte und legt die Havanna, schwarz wie Ebenholz, beiseite.

Er geht seinem Jungen entgegen.

Die Mama schließt sich an.

Heinz ruft: „Mama, Mama!" und will ihr um den Hals fallen; Tränen stürzen aus seinen Augen vor Erregung.

Nichts da. Der Vater packt ihn, legt die leichte Last übers Knie und bläut den jugendlichen Hintern elend durch.

Er spricht kein Wort während dieser Prozedur.

Die Mama, wohlgenährt und dumm, schaut zu und behauptet, sie wolle „es ihm schon lernen, hübsch zu Hause zu bleiben".

Heinz steht windelweich geschlagen und mit jämmerlich verheultem Angesicht zwischen den Eltern.

„Liebe, gute Mama!“ stößt er hervor.

Da klatscht ihm diese — sie darf bei der Erziehung mitwirken — eine saftige zwischen die Ohren.

Heinz fühlt ein so tiefes Weh in der Brust, daß ihm die Tränen versiegen.

Er hat sich verlaufen.

*

Hyänen des Seelenfriedens

Und wenn die beiden einig geworden und alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt sind, und die Eltern haben Ja und Amen gesagt, und wenn die Aussteuer fix und fertig ist, und wenn der Frack endlich paßt, dann zieht das Paar zum Standesamt, dann zieht das Paar zur Kirche.

Das geht so ohne weiteres, schwapp — schwapp.

Die Braut hat zwar gedacht, es muß ihr einen Ruck geben, wenn sie plötzlich Frau wird, aber nein: der Umschwung vollzieht sich glatt. Es ist, wie wenn ein Dampfer über den Äquator hinwegfährt; man denkt, es ist Wunder was, und dabei geht es so ohne weiteres, schwapp — schwapp.

Und dann ist die Hochzeit, und da wird gut gespeist und getrunken, man ist der Mittelpunkt des Festes, es wird getoastet und geprostet, und dann wird getanzt, und dann wird es ein klein wenig „gemischt", und dann werden die beiden in die bereitstehende Kutsche gesteckt, und die Mama schluchzt, und der Papa reißt einen dreideutigen Witz, und dann fährt das Paar zum Bahnhof, und dann ist die Hochzeitsreise

Die dauert vier Wochen und ist sehr schön.

Und dann dampft man heimwärts, um die sogenannten Flitterwochen in der eigenen Behausung zu Ende zu bringen.

Um die Tür ist eine sinnige Girlande geschlungen, da steht etwas Herzallerliebstes drauf. „Glück und Segen den Neuvermählten“ oder ein ähnlicher Reim.

Und die Neuvermählten würdigen das paradiesische Schlafzimmer und dann die übrigen Räumlichkeiten und knipsen das elektrische Licht an, ob's auch brennt, und die junge Frau öffnet den Wäscheschrank, und der Mann schlägt einen gravitätischen Akkord auf dem Klaviere an, und nun ist man zu Hause, daheim in seinen eigenen vier Pfählen, und ist ganz und gar und öffentlich verheiratet und bleibt es und ist froh darüber und schwimmt im Himmel, und alles spiegelt Glück und Frohsinn, und alles ist durchtränkt mit Glück und Frohsinn, und „Glück“ und „glücklich“ und „beglücken“ heißt es immer wieder, und alles ist herrlich und prächtig, und man ist zufrieden mit sich, mit seiner Gattin und mit der Welt, kurzum: man freut sich des Lebens. Der Himmel ist auf Erden, die Schwiegereltern wohnen 150 km weit entfernt, das Dienstmädchen versteht sich aufs Kochen, die Sonne scheint, man hat sich lieb, und alle Wünsche sind erfüllt.

Es lebt sich wie auf einer Insel; Idyll reiht

sich an Idyll. Die Welt ist irgendwo da draußen ....

Rosa heißt die junge Frau, und die ganze Insel ist wie sie.

Traugott heißt der Ehemann und ist auf dementsprechender Basis aufgebaut.

Hei!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Briefträger bringt einen Brief.

Traugott öffnet ihn. Rosa läuft herzu.

Der Lotteriekollekteur Kube gestattet sich ergebenst, zur Ziehung der nächsten Klassenlotterie einzuladen, und legt ein Los bei.

Das Schreiben wandert in den Papierkorb; denn Traugott hat nicht die Absicht, in der Lotterie zu spielen.

Am folgenden Tage bringt der Briefträger einen Brief.

Der Lotteriekollekteur Gersdenschroth gestattet sich ergebenst, zur Ziehung der nächsten Klassenlotterie einzuladen, und legt ein Los bei.

Das Schreiben wandert in den Papierkorb.

Am folgenden Tage bringt der Briefträger einen Brief.

Der Lotteriekollekteur Scherlbutter usw.

Das Schreiben wandert usw.

Am folgenden Tage usw.

Der Lotterie-Kollekteur usw.

Das Schreiben wandert usw.

So geht das Tag für Tag.

Traugott, du liebe Güte, frisch vermählt, neubackener Gatte und Haushaltungsvorstand, bester Laune und geneigt, die Welt rosig zu sehen, wirft ein Schreiben nach dem anderen in den Papierkorb.

Das Dienstmädchen Marie entleert allabendlich den Korb in den Küchenofen.

In der ersten Zeit war es erträglich, aber späterhin kam der Briefträger mehrmals am Tage und brachte gleichzeitig zehn, zwölf Schreiben von Lotteriekollekteuren.

Der Papierkorb mußte täglich zweimal geleert werden.

Der Küchenofen hatte keinen Zug mehr; er war verstopft.

Dann trat eine Zeit ein, wo Traugott die Briefe der Kollekteure sammelte.

Ein besonderer Schrank wurde zu diesem Zwecke eingerichtet.

Der Schrank füllte sich zusehends.

Nach vierzehn Tagen wurde das Büfett ausgeräumt als Erweiterungsbau.

Das Büfett füllte sich zusehends.

Traugott ließ das Sammeln sein und wandte eine klug erdachte Taktik an:

Er beantwortete die Briefe der Kollekteure, indem

er ihren Stil mit roter Tinte korrigierte und bösartige Zusätze anfügte, etwa:

„Da ich durchaus keine Lust verspüre, in der Lotterie zu spielen, sende ich das mir unerwünschte Los zurück mit der Bitte, mich in Zukunft mit derlei hanebüchenen Belästigungen zu verschonen.“

Oder: „Können Sie es verantworten, mir eine Viertelstunde meiner kostbaren Zeit zu rauben, die ich damit vertrödeln muß, Ihren lästigen Brief zu öffnen, zu lesen und zu beantworten, das unerbetene Los in den mitgeschickten Umschlag zu stecken und an den Briefkasten zu tragen? Sollten Sie in der Lage sein, sich einzubilden, dies verantworten zu können, so ersuche ich Sie weiterhin, sich die Frage vorzulegen, in welcher Weise Sie den mir zugefügten Ärger und Verdruß gutzumachen gedenken.“

Oder: „Ich halte es für eine arge Beleidigung, mich für einen jener Bedauernswerten zu halten, die ihre pekuniäre Lage durch das Spielen in der Lotterie günstiger zu gestalten suchen, und fordere Sie infolgedessen auf, mich niemals wieder durch Los-Sendungen ködern zu wollen.“

Die Briefe der Kollekteure häuften sich.

Traugott schloß einen Vertrag mit der Müll- und Ascheabfuhr-A. G. und beantwortete keinen einzigen

Brief mehr, sondern ließ sie stoßweise und stoßseufzend abfahren.

Er öffnete sie nicht mehr, er las sie nicht mehr.

Das Leben bereitete ihm keine Freude. Er hatte es satt.

Rosa wurde schwarz darüber.

Es war ein Kreuz!

Unterdessen kamen Männer, Männer sage ich euch: würdevoll dreinblickend, mit Brillen und Bärten, eine unheilschwangere Mappe unterm Arm, der verkörperte Ernst des Lebens.

Sie baten um eine private Unterredung.

Die ersten wurden empfangen.

Sie sprachen vom Wetter, von der Politik, von der Teuerung, von Schweinen und Gänsen, gaben erstaunliche Weisheiten aus dem Schatze ihrer langjährigen Erfahrungen zum besten, steuerten sodann auf Unglücksfälle, Mord und Totschlag los, verbreiteten sich über Diebstahl, Hagelschlag und Pestilenz und entwickelten eine furchterregende Beredsamkeit.

Wenn sie sich heiser geschwatzt hatten, stellte es sich heraus, daß sie Agenten waren, die den von Gefahren umdräuten Traugott in die einzig reelle Gesellschaft der Welt aufzunehmen gedachten.

Oft kamen sie zu Dutzenden geströmt.

Traugott hängte ein Schild draußen an die Flurtür:

„Allen werten Herren Agenten zur Kenntnisnahme, daß ich in sämtlichen Versicherungs-Gesellschaften Europas und der angrenzenden Erdteile lebenslänglich versichert bin. Besuche sind zwecklos.“

Trotzdem begehrten die Agenten Einlaß und entwickelten bereits auf dem Korridor der unschuldigen Marie gegenüber düstere Meinungen über Blitz, Feuer und Einbruch.

Traugott hatte nicht die Absicht, sich versichern zu lassen, konnte jedoch die tüchtigen Herren, die sich unter den listigsten Vorspiegelungen und diabolischer Verleugnung ihres wahren Berufes, sowie mit den Empfehlungen guter Bekannter ausgerüstet in die Wohnung schmuggelten, nicht kurzerhand an die Luft setzen, sondern mußte ihren Besuch wohl oder übel — mehr übel als wohl — annehmen.

Er schmückte die Wände seines Arbeitszimmers mit Dolchen, Pistolen und meterlangen Donnerbüchsen.

Er belog die Agenten, indem er behauptete, keinen Pfennig baren Geldes zu besitzen; er habe einen komplizierten Offenbarungseid geleistet.

Die Herren lächelten und erwiderten, das tue nichts. Er brauche nur zu unterschreiben, das übrige fände sich von selbst.

Traugott beschwor hoch und teuer, des Schreibens unkundig zu sein.

Oh, was das anbelange, beruhigten ihn die Herren, drei Kreuze genügten als Unterschrift.

Er sei nahezu erblindet und außerstande, drei Kreuze hinzuklecksen.

Um so dringender bedürfe er einer Versicherung, und außerdem würde man ihm die Feder führen.

Ja, aber er leide an Tobsuchtsanfällen und habe erst vor kurzem einem Besucher den Hirschfänger bis ans Heft in den Leib gespießt. Er befinde sich gegen Kaution auf freiem Fuße.

Da endlich zogen sich die Herren, die persönlich nicht versichert waren, diskret zurück.

Traugott blieb standhaft.

Aber er ging mit Selbstmordplänen um.

Er hatte keine ruhige Stunde mehr.

Die Lotterie-Kollekteure verlangten nämlich ihre Lose zurück.

Traugott schrieb grobe Briefe und stellte sich energisch auf die Hinterbeine.

Da gründeten jene Kollekteure, denen er die Lose in Gereiztheit zurückgesandt hatte, und jene, die er mit groben Briefen bedacht, eine Liga und verklagten den Armsten wegen Beleidigung und auf Zahlung der gelieferten Lose.

Der Arbeitsausschuß dieser Liga wurde gebildet von sechsundzwanzig hochachtbaren Männern, die sich als

Kollekteure irgendwelcher Staatslotterien in ihrer Beamtenehre gekränkt fühlten.

Fluchend bezahlte Traugott die in Büfett und Schrank aufgestapelten Lose und spielte auf sotane Weise, sehr gegen seinen Willen, in nahezu achtzig Lotterien gleichzeitig je hundert Lose.

Sechs Stück gewannen.

Darunter war das große Los einer der bedeutendsten Lotterien.

Traugott war mit einem Schlage ein steinreicher Mann.

Aber er hatte keinen Genuß davon; denn der gesamte Gewinst reichte knapp dazu aus, die Kosten der übrigen Lose und die der Beleidigungsprozesse zu tilgen.

Traugott sah sich nach einem anderen Namen um.

*

Diplomatie

In Dingsdewich, einer bescheidenen Kleinstadt – irgendwo an der Grenze des Möglichen – gibt es zwei Balbiere, einander spinnefeind.

Beide am Marktplatz.

Diesseits Herrn Heribert Zinngrufft, jenseits Herrn Kunibert Kupferwurtz.

Am siebenten Juli eines beliebigen Jahres erschien ein fremder Mensch in altväterischem Habit und einer achtspännigen Karosse in Dingsdewich, stieg ab in dem Gasthause zum „Strammen Monisten", mietete ein ganzes Stockwerk für sich und seine Lakaien, ließ abspannen, hielt sich fünf Stunden auf, beglich die Rechnung, ließ anspannen und kutschierte weiter, als sei nicht das mindeste vorgefallen.

Und doch hatte er einen bedeutsamen Umsturz bewirkt; denn Kupferwurtz und Zinngrufft hielten seit jenem Tage die treueste Freundschaft.

Es war der Großmogul von Kakaduzien (ältere Linie) gewesen, der gewiegteste Diplomat seit Menschengedenken, der in geheimer Mission Europa bereiste.

Nun gut. Wir wollen wissen, was den Grund

bildete, daß die zween Balbiere ihre Todfeindschaft begruben.

Vernehmen wir: ein seltsames, einfaches Vorkommnis bildete den Grund.

Will sagen, ein relativ seltsames, nämlich den Herren Balbieren seltsamliches Vorkommnis, welches jedoch absolut und sub specie aeternitatis gewertet (ha, meine Büldung!) als ein schlechtweg einfaches anzusprechen sein dürfte.

Wie das?

Der Großmogul lenkte, eine Stunde vor seiner Abfahrt von Dingsdewich, die Schritte nach dem Marktplatze, allwo die beiden Balbiere — wie gewöhnlich — vor der Ladentüre standen, um Maul- und anderweitige Affen feilzuhalten.

Der Großmogul betritt — zur Bestürzung und Seligkeit des Inhabers — den Laden Zinngruffts.

Kupferwurtz verfärbt sich; seine Augen schillern glitschrig-grün vor Neid.

Der Großmogul senkt sich in den ledernen Sessel und befiehlt: „Rasieren!"

Zinngrufft zückt Napf, Pinsel, Seife und reibt erschauernd das bartlose Gesicht des hochmögenden Herren ein.

Sodann schwingt er das Messer, streicht es mit Pathos ab und, nun? Und schabt los.

Die übliche Prozedur nimmt ihren Lauf.

Kein Sterbenswörtchen fällt.

Der große Mann entlohnt den kleinen mit einem Dukaten, sagt: „Gott befohlen!" und verläßt die Stube des von Wonne überfluteten Balbiers.

Was weiter?

Und nimmt den Weg, Gott soll mich strafen, und nimmt den Weg quer den Platz zum Laden des verhaßten Konkurrenten und verschwindet, von Herrn Kupferwurtz mit allerzierlichsten Kratzfüßen umschmeichelt.

Herr Zinngrufft, unter die eigene Ladentür getreten, — verfärbt sich sichtbarlich, und seine Augen schillern glitschrig-grün vor Neid.

Bei Kupferwurtz läßt sich der Großmogul, als sei's das erste Mal, rasieren, dem tiefbestürzten, hochbeglückten.

Bezahlt mit einem Dukaten, „Gott befohlen!" und begibt sich, den Mund gespitzt zum Pfeifen, zurück in den „Strammen Monisten".

Seit diesem siebenten Juli verknüpft die treueste Freundschaft beide Balbiere.

Der Großmogul, wir wollen das nicht leugnen, hatte einen geistvollen Schachzug getan, woraus sich weise Lehre leiten läßt.

Er war, dies sei betont, beileibe kein Deutscher.

*

Ich Opfer der Wissenschaft

Weich geschlagen, aus dem Leim gegangen und nur noch teilweise vorhanden, diktiere ich aus Bett Nr. 601 der Chirurgischen Abteilung mühselig die folgenden, wenigen Zeilen:

Von Herzen verfluche ich hiermit die statistische Wissenschaft benebst der schädlichen Erfindung des Adreßbuches.

Ich sollte nämlich für die Jubiläums-Festschrift der neuorthodoxen statistischen Jahrbücher einen Beitrag liefern, tunlichst unter Berücksichtigung philologischer Gesichtspunkte. Augenblicklich nahm ich die Sache in Angriff und zog zu diesem Behufe das Adreßbuch zu Rate. Sodann begab ich mich, wissenschaftlich interessiert und einen scharf umrissenen philologischen Vorsatz im Auge (kann man so sagen?), in das Geschäft des Matthias Sturzbichler.

Der Herr war nicht zugegen, aber seine Gattin warf mir auf die höflich vorgebrachte Frage, ob ihr Mann ein rechter Söffel sei, einen vieldeutigen Blick und ein mäßig großes, zur Hälfte mit Lauge gefülltes, einem Wasserkübel ähnelndes Gefäß an den Kopf.

Ich dankte und empfahl mich.

Hierauf lenkte ich meine Schritte nach dem Geschäfte des Kosbinian Kneselbeck. Daselbst erkundigte ich mich bei dem Eigentümer ohne sonderliche Umschweife, ob er Quartals- oder ununterbrochener Dauer-Säufer sei.

Auf einmal lag ich auf der Straße und wurde des besonderen Glückes teilhaftig, von dem Automobil einer hochgestellten, von mir leidenschaftlich verehrten Persönlichkeit sorgsam überfahren zu werden.

Ich winkte zwei Dienstmannen herbei, mietete sie, zog mein Adressenverzeichnis und ließ mich zu der Firma J. B. Lenzian transportieren.

Dort begrüßte mich ein mild lächelnder, mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteter Greis und fragte nach meinem Begehren.

Ich platzte ihm mit der Frage in das wohlwollende Angesicht, ob er saufe.

Was und wie, fragte der Greis, ob er richtig vernommen habe — ob ich gefragt habe, ob er saufe, ob er was, ob er?

Ich wiederholte meine Frage in deutlicher Aussprache und —

Hier setzt mein Erinnerungsvermögen aus. Aber ich weiß mit Sicherheit, daß ich lange Zeit auf der Polizeiwache zugebracht habe — — der Allgütige mag wissen, warum.

Auf jeden Fall hatte ich nach dem Besuche bei der Firma J. B. Lenzian keine Lust mehr, meine Nachforschungen auf die restlichen Adressen auszudehnen. In einem einzigen Laden habe ich schließlich noch vorgesprochen; die beiden Dienstmannen ließen nicht locker.

Ich hätte es nicht tun sollen; denn, wie die Dinge liegen, bin ich zu langfristigem Aufenthalt in dieser philanthropisch-therapeutischen Klinik gezwungen.

Griffeste Messer haben ihre Schattenseiten (mein Gedächtnis arbeitet intermittierend. Der eine Dienstmann hat das Unternehmen mit dem Leben gebüßt!).

Ich habe nicht das rechte Geschick, statistisch wichtiges Material unter Berücksichtigung philologischer Gesichtspunkte zu sammeln.

Nie werden die neuorthodoxen statistischen Jahrbücher meinen bahnbrechenden Beitrag veröffentlichen können.

Nie wird die Welt erfahren, was ich zu urkunden willens war: ob die Redensart „Saufen wie ein Bürstenbinder" zu Recht besteht.

*

Heißer Nachmittag

Mir zugeeignet

Wer liegt bäuchlings und zufrieden auf jenem einsamen Strohfeim und hat die Welt so gern, wie sie ihn?

Es ist Ferdinand, unser alter Freund!

Er liegt und denkt und simmert sich.

O Sonne, o Welt, o Luft, o Faulheit!

Weit, weit liegt die hastende Stadt. Mag sie.

Ringsum grünen Wiesen, gelben Felder.

In Verlängerung von Ferdinands Achse steht ein Meilenstein Posten, teils aus Gewohnheit, teils, um anzudeuten, daß der Weg bis zur Stadt immerhin einundzwanzig Kilometer betrage.

Kein lebendes Wesen ist auf der Landstraße zu erblicken.

Ferdinand, glänzend isoliert, bildet sich ein, er sei der Mittelpunkt der Schöpfung, und sein Vergnügen über sich und das Ringsum ist groß.

Er denkt: „Schöner Tag, schöner Tag, unbeschreiblich schöner Tag, über die Maßen schöner Tag, nein so ein schöner Tag, nein ich weiß nicht also . . . jajajaja."

Taucht nicht da drunten ein Pünktchen auf der Landstraße auf? Von der Stadt her?

Gewiß taucht da ein Pünktchen auf! Von der Stadt her.

Ferdinand genießt die Sensation des herannahenden Pünktchens, indem er es zu ignorieren und erst, wenn es ganz in der Nähe sein wird, ins Auge zu fassen beschließt.

Er ist neugierig auf das Pünktchen.

Ist es eine Witwe in blaubetupftem Rocke, die eine wohlfeile Haarspange der jüngsten Tochter zum Namenstage erstanden hat, oder ist es ein siebzigjähriger Wackelgreis mit Ringen in den Ohren, der ein wenig feuchten Lehm in der linken Jackentasche trägt, oder ist es der jähzornige Briefträger mit einem Telegramm aus Knittersdorf an der Pille — des Inhalts, daß die Blesse gestern nacht ein Kalb mit vier Vorderfüßen publiziert habe?

Neugier, du Gottesgabe!

Neugier, du himmlisches Geschenk den Tagedieben, du Mannah allen Faulenzern, du Herzensbalsam uns Müßiggängern!

Endlich hebt Ferdinand den Kopf.

Das Pünktchen ist ein Mann mit rotem Barte.

Der Mann trachtet eifrig vorwärts und wird größer und größer.

Dennoch ist es ein kleiner Mann mit glühendem Vollbarte.

Hurtig naht er.

Setzt er das rechte Bein auf, so schiebt er den Kopf so weit vor wie das Bein, und die rechte Hand schwingt dabei hinter bis an die linke Hüfte. Setzt er das linke Bein auf, so schiebt er den Kopf so weit vor wie das aufgesetzte Bein, und die linke Hand schwingt bis an die rechte Hüfte, während die rechte Hand gleichzeitig — aber (im Gegensatz zur linken) vor dem Körper hin — bis an die linke Hüfte schwingt.

Das ist ein Überfluß an Bewegung.

Die Beine gehen, gehen, gehen — rechtes, linkes, rechtes, linkes —, die Arme schwingen — der linke nach rechts hinten und der rechte nach links vorn, der linke nach rechts vorn und der rechte nach links hinten —, und der Kopf pendelt unablässig hierher, dorthin, hierher, dorthin, hierher, dorthin.

Ferdinand beobachtet all das mit Laune und ahmt es im Geiste nach.

Jetzt ist der Rotbärtige in Höhe des Strohfeims.

Bleibt stehen.

Ferdinand lächelt.

Pause.

Es ist, wie wenn in der Kirche ein dröhnender Orgelakkord mit dem Rasiermesser abgeschnitten wird.

Der Rotbärtige kehrt um und schreitet emsig, wie er gekommen, nach der Stadt zurück.

Er hat etwas vergessen, denkt Ferdinand.

Der Mann läuft und läuft.

Wird immer kleiner.

Plötzlich bleibt er wieder stehen.

Das Uhrwerk ist abgelaufen, denkt Ferdinand.

Der Mann steht reglos.

Er beratschlagt, denkt Ferdinand.

Der Mann macht kehrt und nähert sich von neuem.

Nach etlichen Schritten bleibt er abermals halten. Krault sich den Bart.

Er hat das Wichtigste daheim auf der Kommode liegen lassen, möchte es holen, aber der Weg ist ihm zu weit, denkt Ferdinand und muß laut auflachen.

Da geht der Mann weiter.

Er hat es gehört, denkt Ferdinand.

Der Mann wandert hurtig in der ersten Richtung fürbaß. Der Kopf pendelt, die Beine tippeln, die Arme schwingen.

Es ist alles in Ordnung.

Ferdinand sieht dem Wandersmanne belustigt nach.

Sieht ihn immer kleiner und kleiner werden und endlich verschwinden.

Die Landstraße ist leer und öde.

Die Sonne äugt apoplektisch.
Ferdinand dusselt ein.
O Gott, o Welt, o Faulheit.

*

Das Hemmnis

Hemd, Unterbeinkleider, Socken, Hose, Stiefel, Kragen, Krawatte, Weste, Rock, Hut, Spazierstock, Zigarre (oder Zigarette) — dies ist die Reihenfolge des männlichen Anzugs.

Den wichtigsten Bestandteil bildet die Krawatte.

Das ist keine persönliche Ansicht meinerseits, sondern eherne Weisheit.

Ein Mensch ohne Krawatte ist eine Badewanne ohne Boden.

Die schäbige Krawatte verhunzt das beste Gewand, die tadellose veredelt ein zerlumptes.

Die Stiefel mögen zweifellos das Zweitwichtigste sein, insofern sie Stand, Charakter, Geschmack und äußere Verhältnisse ihres Trägers zur Schau spiegeln — — die Krawatte tut dies jedoch noch zuverlässiger. Sie spiegelt sogar bisweilen Temperament und jeweilige Gemütsstimmung.

Man unterscheidet Krawatten und Schlipse, ohne daß jemand diese zwei Gattungen scharf abstecken könnte.

Unter einem Schlips versteht man gemeiniglich das längliche, über die Hemdbrust (in die Weste hinein)

wallende Gebilde, wogegen die kurze, den Ausschnitt nicht bedeckende Schleife „Krawatte“ benannt wird.

Beide Arten gibt es in gebundener, genähter und in gelöteter Ausführung.

Hunderterlei Ab- und Spielarten gelangen auf den Markt — — eine wahre Flora von Krawatten.

Die närrischste aber ist und bleibt der Zulp.

Was ist das?

Der Zulp ist .... ja, ein Zulp ist eben ein Zulp! Er sieht aus wie ein Kartoffel-Bofist, wird aus schwarzem Stoffe hergestellt und erfreut sich bei älteren Herren großer Beliebtheit.

Als Ding an sich wirkt er wie der Rumpf einer Krawatte, wie das letzte Überbleibsel einer Krawatte, wie ein Fragment, wie eine Geschwulst.

Zur ausgewachsenen Krawatte verhält er sich wie der Stummel zur Zigarre oder wie der Griebs zum Apfel. — — — Der „Meister“ trägt Zulpe.

Es ist dies eine Eigenheit, die sich ein „Meister“ gestatten darf.

Der „Meister“ trägt übrigens nicht nur Zulpe, sondern auch — um eine altmodische Biederzeit vorzutäuschen, die er nicht hat —, sondern auch, hm, Röllchen.

Jawohl: Röllchen.

Über das Wesen der Röllchen sei kein Wort verloren. Jedermann weiß, daß auf das Tragen von Röllchen

schwerer Kerker nicht unter Lebensdauer steht — wenigstens in leidlich guter Gesellschaft. Für den Spießer ist es dasselbe, was dem bodenständigen, schollengeruchbehafteten Alpler (duliöh, duliöh) der Wadenstrumpf. Es dient der Verschönung des eigenen Körpers und soll die bestrickenden Reize erhöhen.

Gegengifte sind noch nicht erfunden worden.

Ja, also — der „Meister"!

Der „Meister" ist ein groooooooooooooooßer Gesangspädagog vor dem Herrn. Anfang der Vierzig, unglücklich verheiratet, gut gepolstert, kokett, stets zum Schwärmen und Angeschwärmtwerden bereit — aber als Männchen durchaus ungefährlich, da er Pascha und gleichzeitig sein eigener Eunuch ist.

Um sieben Uhr des Morgens pflegt er sich zu erheben, trinkt sodann Kaffee und begibt sich zum Friseur.

Punkt neun Uhr fängt die erste Unterrichtsstunde an.

Freitags hat Fräulein Liesbeth Klebstoff das Vergnügen, den Reigen zu eröffnen.

Sie ist ein munteres, begabtes Ding und will zur Operette.

Vorläufig schwankt sie noch, ob sie sich Maud Torry oder Ada Vinco heißen soll.

Bis sie sich schlüssig geworden ist, wird die Ausbildung vollendet sein.

Einstweilen gilt sie noch als eine gewöhnliche Liesbeth Klebstoff.

Dem Meister ist sie nicht gewogen, weil er sie vor Wochen zu attackieren (wörtlich: „angreifen") gewagt hat. Na, und früh um neun ist man doch noch nicht in der Stimmung zu so etwas!

Sie vermeidet mit Geschick alles, was nach Verehrung schmecken könnte, und behandelt den Meister zwar mit Hochachtung, doch auf Entfernung.

Da er vorderhand beim Friseur weilt, setzt sie sich an den Flügel und übt ein Lied.

Sie hat kaum ein paar Töne gezwitschert, da schlägt es neun, und der Meister betritt das Zimmer, begrüßt sie und steigt ins Schlafgemach, um sich die Hände zu waschen.

Dies tut er täglich mindestens dreiundsiebzig Mal.

Eine Eigenheit von ihm.

Liesbeth ist stehen geblieben und singt weiter. Dabei hat sie einen kleinen Handspiegel zu benutzen, der in Greifweite auf dem Flügel liegt.

Zwecks Zungenkontrolle.

Heute liegt neben dem Spiegel — Liesbeth erschrickt! —: ein Röllchen. Ein einziges, gottverlassenes Röllchen!

Liesbeth, die kaum vom Notenblatt aufgeblickt hat, hebt für eine Sekunde die Augen auf, nimmt das Röllchen in Augenschein, lächelt und greift nach dem Spiegel.

Der Meister naht.

Liesbeth hat zu kurz gegriffen und statt des Spiegels das Krawattl beim Krawattl erwischt.

Der Zulp — von der Farbe des Flügels — trieb sich nämlich inkognito neben dem Röllchen herum.

Der Meister hat an dem Gesange verschiedenes auszusetzen und verlangt, ein paar bestimmte Takte wiederholt zu hören.

Liesbeth singt. Krampfhaft ballt sie den Zulp in der Linken, auf daß der Meister nichts von ihrem Mißgriff bemerke. Entdeckte er die Krawatte, so wäre er zutiefst davon überzeugt, daß Liesbeth sie angeschmachtet und abgeküßt oder gar zum Zwecke der heimlichen Entführung an sich genommen habe.

Die Töne stocken.

Der Meister wünscht, daß der Handspiegel verwendet werde.

Lisbeth nimmt ihn in die Rechte und singt in ihn hinein.

Aber sie ist nicht bei der Sache. Sie ist bei dem Zulp, diesem Krawatten-Bankert.

Sie knautscht ihn zu einem Etwas zusammen, das wenig mehr ist als ein Nichts.

Kaum kann sie singen. Die Kehle sträubt sich.

Unterdrücktes Lachenwollen, vermischt mit peinlichen Gefühlen, steigert sich zu innerlichem Gelächter.

Der Meister ist unzufrieden, äugt in übertriebener Verzweiflung im Zimmer umher, nimmt das Röllchen wahr, ist überrascht, packt es und schafft es ins Schlafgemach. Und wäscht sich die Hände.

Wie er zurückkehrt, liegt der Zulp, diese Karikatur einer Krawatte, an eben dem Platze, wo sich das Röllchen wichtig gemacht hat.

Geistesabwesend und tief erstaunt packt der Meister den Zulp, diesen Torso einer Krawatte, und trägt ihn dem Röllchen hinterher ins Schlafgemach. Und wäscht sich die Hände.

Nun ist das Hemmnis beseitigt.

Die Töne perlen.

*

Genoveva

Schützenfest in Wurzen!

Karussellgedudel, Schmalzgeruch, Kinderballons, Momentphotographie, warme Würstchen, Gottlieb Bubnick aus Pulsnitz, Hexenschaukel, Lachkabinett, Mällini, die Geheimnisse des Orients, die Musik gibt das letzte Zeichen, Soldaten, Tagediebe, Realschüler, Lebegreise, Dienstmädchen, Frauen, Bräute, Verhältnisse, ein Pensionat, Kuddelmuddel, Gedränge, quietschender Hund, abgeschnittener Zopf, gestohlene Börse, Fata Morgana.

Auch zwei Zirkusse. Ein Floh- und ein Radfahr- (oder Fahrrad-?) Zirkus.

Der zweite reizte. Idealer Illusionen-Erwecker: erstens glaubt man, radfahren zu können; zweitens, ein eigenes Veloziped zu besitzen. Für zehn Pfennige. Kinder die Hälfte. O vorteilhaft, o vorteilhaft, ein Kind noch zu sein.

Hinterm Kasperle ein Anschlag an der Mauer:

Ochsenpfuhls Kunstfigurentheater.

Modern! Kleine Preise! High life!

Zur Darstellung gelangt das große Ritterspiel

Genoveva
oder
Die Pfalzgräfin zu Trier.

Anfang präzis 6 Uhr in sieben Akten mit dem Paradebett der Genoveva im Feentempel und voller Beleuchtung, bengalischer Illumination und Trauergefolge, da ich weder Kosten noch Mühe scheuen werde, um dieses Stück in Szene zu setzen, da es überall mit größtem Beifall aufgenommen, sehe auch hier einem frd. Besuche so zahlreich wie möglich entgegen.

Der Direktor.

Wo?

Ochsenpfuhls Kunstfigurentheater ist nicht zu finden.

Es ist in Zeititz, einem Nachbardorfe, aha.

Man pfeift auf das Schützenfest und macht sich sträcklings auf den Weg nach Zeititz. —

O weh! Es ist schon sechs vorüber, und die Besorgnis, den ersten Akt zu versäumen, macht einem Flügel.

Man rast durch das längliche Dorf. Endlich ist der „Rappe“ erreicht.

Man fragt.

Jawohl, im Saale.

Weit und breit kein Mensch.

Was ist?

Im dusteren Saale schweigen öde, in Melancholie



verstrickt, zwei Drehorgel-Ungetüme ältester Art vor sich hin.

Hinten eine unwirtliche Bühne. Nichts darauf, nichts dahinter.

Man senkt einen Blick auf die Uhr. Ein Viertel auf sieben!

Ein Duft von Sauerbraten weht daher.

O Genoveva!

Kopfschüttelnd verläßt man das Haus und streunt im Dorf herum.

Gegen sieben tragen die Füße ohne Geheiß den enttäuschten, immer noch hoffenden Städter zum „Rappen" zurück.

Kinder lungern im Durchhause.

Hinter einem Tisch sitzt ein fetter Mann und verkauft die Einlaßkarten.

Der Preis ist zu erschwingen.

Man betritt den Saal, setzt sich auf eine improvisierte Bank der ersten Reihe und harrt achtungsvoll und ergeben der kommenden Dinge.

Die Dinge scheinen viel Zeit zu haben; sie kommen erst um acht.

So harmlos saß man da und fühlte einen ironischen Ärger in die Stillvergnügtheit schleichen, auf einmal erknattert die eine Drehorgel mit wahnwitzigem Getöse.

Sie ist mechanisch und birgt in ihrem Leibe uner-

wartete Küchengeräte, als da sind: Quirle, Töpfe, Stürzen, Kuchenblech und Reibeisen.

Kann es bei einem Motor-Rennen geräuschvoller zugehen?

Nein, es kann nicht.

Der Saal füllt sich allmählich mit bäuerischen Gestalten, und unvermittelt, ohne Klingelzeichen hebt die Vorstellung an.

Die Orgel wird kaltgestellt.

Die Beleuchtung wird verursacht von fünf öligen Funzeln.

Die Orgel, außer Atem, keucht noch ein Weilchen.

Der Vorhang fesselt das Augenmerk. Er, der nicht Lust verspürt, emporzuklettern, bleibt in halber Höhe stecken, bis eine mysteriöse Hand erscheint und ihm einen derben Knuff versetzt. Da bequemt er sich.

Die Bühne sieht verteufelt bunt aus, und es bleibt dahingestellt, ob sie Schloß, Wald oder eine Straße vortäuschen soll.

Man staunt.

Wo im Theater der Souffleurkasten angebracht zu sein pflegt, ist eine schüchtern strahlende Küchenlampe hingepflanzt. In den Kulissen — hüben wie drüben — hängt je eine Karbidlaterne.

Indes: das schadet nichts.

Nun aber die Bühne!

Sechs oder sieben ramponierte Puppen baumeln an fingerdicken Stricken, ohne den Boden, wie sie wohl möchten, zu berühren. Steifleinen, eine heroische Dämlichkeit im Holzgesicht, die Ärmelnaht im Rücken, fünf Daumen an jeder Hand schweben sie im Starrkrampf.

Daß sie den Pfalzgrafen von Trier mit seinen Recken darstellen, wird klar, sobald sie von sich selbst behaupten, sie seien der und der.

Sie reden alle nacheinander, und wer gerade an der Reihe ist, der wackelt ein bißchen.

Hat einer mehrere Sätze zu sprechen, so hebt er erst die eine Hand und sodann die andere. Die Arme werden im rechten Winkel eingelegt.

Wer etwas von Bedeutung herzusagen hat, streckt beide Arme in die Höhe.

Und alle die Bewegungen, das liegt auf der Hand, haben keinen Zweck als den: offenkundig zu machen, wer alleweil die Worte macht.

Herr Ochsenpfuhl ipsissimus, als Dramaturg sowohl wie als Verfasser, bekundet eine seltsame Vorliebe für Monologe und fürs Beiseitesprechen.

Überdem wendet er gern einen Trick an, der unkritisiert bleibe: was sich nur schwierig vorführen läßt, das wird hinter der Bühne erledigt; wobei die agierenden Personen entweder das Feld räumen oder, noch einfacher, in ihren Stellungen verharren und aufmerksam

Obacht geben müssen, was sich hinter ihrem Rücken begäbe. Auf solche Weise geraten mindestens ein Dutzend der auf dem Programm namentlich aufgezählten Mitwirkenden in Wegfall.

Bei zähester Konzentration ist es platterdings unmöglich, aus dem Wirrwarr klug zu werden, vollends, da der Herr Direktor die männlichen, seine Gattin die weiblichen Rollen allesamt deklamiert.

Dialoge und Spieltechnik erinnern an das Lesen eines klassischen Dramas mit verteilten Stimmen, wie es auf Schulen gang und gäbe ist: wo Schlag auf Schlag folgt, wo ein Wort das andere jagt, da werden gemütliche Pausen eingeschaltet, so daß die Handlung dahinrollt wie ein Sekundärbähnle.

Vor allen Dingen freilich stören die verschiedene Größe der Figuren und die Unproportioniertheit der Kulissen. Die Optik geht einem in die Brüche angesichts der Riesen, Zwerge und Zwergriesen inmitten der dreifach zu kleinen Häuser mit ihren viermal zu großen Fenstern und Türen.

Und das Stück selbst?

Der Pfalzgraf von Trier versichert, auf der Stelle in den heiligen Krieg gegen die Sarazenen ziehen zu wollen. Er dürstet nach Blut, Lorbeeren und anderen Nationalgegenständen. Golo, der Burgvogt, stellt ihn zur Rede, obwohl das unziemlich ist. Der Pfalzgraf

scheint ein Waschlappen zu sein und tut infolgedessen Wunder wie energisch. Er beauftragt seinen Vogt, die Speisen Genovevas mit Gift zu vermischen; denn, sagt er, dieselbe sei ein Wurfspeer in seinem Herzen. Golo, den Auftrag längst vorausgeahnt habend, beteuert, die Dame sei längst hinüber; aber sein Gebieter ist nicht durchaus überzeugt und verspürt Lust, irgend etwas zu unternehmen. Da erscheint Genoveva, lebendig wie noch nie, und singt ein schönes Lied aus dem „Trompeter von Säckingen". Dies getan, begrüßt sie ihren Gemahl, der wie rammdösig hin und her pendelt. Wie im Traume geleitet er die Totgehoffte auf die Burg, ist jedoch zwei Sekunden später wieder zurück, um den Lügenbold Golo kreuzzuverhören. Dieser beteuert mit sämtlichen Gliedmaßen, daß er Genoveva ordnungsgemäß vergiftet habe, und erbietet sich, eine Matrone oder auf deutsch Wahrsagerin zu zitieren, welche die Wahrheit seiner Worte, rückwärts prophezeiend, bestätigen werde. Näheres erfährt man nicht. Der Pfalzgraf fakkelt nicht lange, sondern begibt sich „stehenden" Fußes hinter die Bühne und verwickelt eben dort die Wahrsagerin in eine gründliche Unterredung. Kaum ist er wieder im Vordergrunde aufgetaucht, so fragt ihn der Recke Landfredo, ob er bemerkt habe, daß die Gesichtszüge Golos abwechselnd rot und blaß geworden seien. Der Pfalzgraf, der eine lange Leitung zu besitzen sich

schmeichelt, hat nichts bemerkt und reitet auf Schusters Rappen auf seine Burg. Die Gräfin soll aber unter allen Umständen vergiftet werden. Da es nun in der Trierschen Apotheke kein Gift mehr gibt, werden zwei Helden bestimmt, die Ärmste zwecks Erdolchung in den tiefen, tiefen Wald zu verschleppen. Damit schließt der erste Akt. Der zweite ist grün und grenzt an Maeterlinck. „Du mußt sie töten", hebt der erste der Helden an, „oder du bist mein Freund gewesen und nicht mehr!" – „Nein!" wehrt der zweite ab, „das Los, die Gräfin hinzustrecken, betraf dir!" – „Ja, es bleibt uns nichts anderes übrig, als sie muß sterben . . ." stellt der erste fest. Damit übrigens kein Zweifel aufkomme, sei ausdrücklich betont, daß der Text nicht aus Versen besteht. – Die guten Männer lassen schließlich Genoveva in Frieden, töten eine Hirschkuh und berauben sie des linken Lungenflügels, um dem Herrn zu beweisen, daß der Verhaßten der Ganzundgaraus gemacht worden sei. Nachdem sie davongeglitten sind, flammt ein bengalisches Rotfeuer auf, ein Christbaumengel wird herunter gelassen und schreit: „Genoveva, ich bin stets um dir!" Daraufhin sinkt die Pfalzgräfin in die klobigen Knie, aber die Knie knicken nicht ein, und nach mehrfachen vergeblichen Anstrengungen, die Ungelenken gefügig zu machen, erbarmt sich der Vorhang und schließt den zweiten Akt ab.

Die Uhr zeigt auf zehn Uhr.

Die Drehorgeln machen Miene, die Feindseligkeiten wieder zu eröffnen.

Man will den letzten Zug nicht verpassen, steht auf und wandelt ergriffen nach der Bahnstation.

Der Vorsatz reift, wieder einmal den Hebbel zur Hand zu nehmen.

So war das Schützenfest zu etwas gut.

*

Die Sippe

Tante Albertine hat zwei Vögel. Der eine singt, der andere tut dieses nicht.

Es ist nämlich nicht richtig mit der Tante. Sie stellt noch die ganze Verwandtschaft auf den Kopf.

In letzter Zeit schreibt sie sogar anonyme Briefe, die man freilich an der Schrift erkennt, und fordert alle Mitglieder unserer Sippe zum Übertritt in eine andere Konfession auf.

Ich sage zu meinem Vater: „Die Tante Albertine hat einen Vogel!"

„Red' nicht so von der Albertine. Die hat viel durchzumachen gehabt in ihrem Leben."

„Das tut dem Vogel keinen Abbruch."

„Die ist normaler als du!"

„Hm, aber ich kann sie nicht leiden."

„Schlimm genug! Die eigene Tante . . ."

Kopfschüttelnd verläßt mein Vater das Zimmer.

Er kann sie auch nicht leiden; das weiß ich. Aber widersprechen muß er mir doch.

Ich bleibe im Zimmer, während er sich in die Küche

begibt und meiner Mutter mit der Sentenz ins Gesicht platzt: „Die Albertine ist verrückt.“

„Aber Paul! Was hast du denn gegen die Tante?“

„A, die ist verrückt.“

„Wer sagt dir denn das?“

„Hans!“

„Der muß es ja wissen. Der kann weiter nichts als andere Leute schlecht machen.“

Mein Vater verläßt die Küche. Seine Mission ist erfüllt:

Das Dienstmädchen hat gehört, daß er die Tante für verrückt hält, und daß es Hans gesagt hat.

So wird die Albertine raschestens erfahren, was man von ihren Bekehrungsversuchen hält; außerdem wird sie sich giften.

Und das soll sie, damit sie meinen Vater nicht anpumpt.

Sie braucht nämlich Geld für ihren Zweitältesten.

– Vater tritt ins Zimmer und setzt sich auf das Kanapee, ohne einen Ton zu sagen.

Ich ahne, daß er mich jetzt ausschimpfen wird, weil ich so respektlos von Tante Albertine habe reden können.

Aber er kommt nicht dazu.

Es klingelt, und die Kusine Grete bringt meinem Vater einen Blumenstrauß.

Sie ist Krankenschwester und läßt sich alle vier, fünf Wochen bei uns blicken, um Neuigkeiten aufzuschnappen.

Nach einer Stunde pflegt sie wieder abzuzischen.

Heute zischt sie bereits nach einer halben.

Kurz, nachdem mein Vater mit Vorbedacht geäußert hat, mit der Albertine sei es nicht richtig.

Nun wohnt nicht weit von uns die Großmutter, eine Frau, an der zweierlei bemerkenswert ist: erstens ihr hohes Alter und zweitens ihr Gesichtsausdruck, wenn sie sich freut. Da schneidet sie nämlich eine Grimasse wie ein Frosch, dem man Zigarrenrauch in die Nase bläst.

Die Grete zischt Hals über Kopf zur Großmutter und erzählt ihr ohne Einleitung, daß mein Vater gesagt habe, die Albertine sei verrückt.

Großmutter freut sich. Nicht über den Ausspruch, wohl aber über die voraussichtliche Wirkung dieses Satzes auf die Tante.

Grete packt noch verschiedene aufgeschnappte Wichtigkeiten aus und zischt tiefbefriedigt heimwärts.

Am Abend schafft die Albertine der Großmutter ein Stück Braten für den nächsten Mittag hin.

Statt „Guten Tag" sagt sie „Ich will mich aber gar nicht lange aufhalten".

Drei Stunden bleibt sie sitzen und hechelt alles durch, was man durchhecheln kann.

Endlich trifft sie Anstalten zum Aufbruch.

Zwischen Tür und Angel, versetzt ihr Großmutter die Kunde, Paul habe gesagt, die Albertine gehöre ins Irrenhaus.

„Der weiß auch noch nicht, wie's ihm mal geht!" spricht die Tante nach einer Pause der Erstarrung.

Sie verbirgt ihre Wut; denn sie ist sicher, daß Großmutter meinem Vater wörtlich berichten wird, was sie geäußert hat, und sie braucht doch Geld!

Am nächsten Tage weiß mein Vater, daß die Albertine gesagt hat, es könne mit ihm ein schlimmes Ende nehmen.

Er bezieht es — wie die Großmutter — auf den Geldschrank statt auf die Verstandskommode und ist wütend.

Meine Mutter benutzt seinen Zustand und listet ihm ein neues Kostüm ab, das sie bei Rößler & Holst im Schaufenster gesehen hat.

Vater schenkt es ihr, damit die Albertine sieht, wie wir dastehen.

Einen dazu passenden Hut kauft er obendrein.

Am folgenden Sonntag fahren Vater und Mutter im offenen Auto bei der Tante Albertine vorüber.

Ich durfte nicht mit, weil ich nicht „gefolgt" hatte.

Tante sah zwar das Schauspiel nicht mit eigenen Augen, aber die Hausmannsfrau setzte sie in Kenntnis, und das genügte.

Leider hatte das Auto einen kleinen Unfall, und meine Eltern flogen in den Straßengraben.

Grete war die erste, die uns besuchte, um ihre Teilnahme auszusprechen.

Vater hatte eine leichte Quetschung des Unterarmes erlitten, wohingegen meine Mutter mit dem Ärger über das verruinierte Kostüm davongekommen war.

Grete wartete die obligate Stunde ab, dann zischte sie zur Großmutter und breitete ihr die Einzelheiten des Unfalles dar — unter dem Gesichtspunkt: „Hochmut kommt vor dem Fall."

Großmutter schnitt Grimassen wie ein Frosch, dem man Zigarrenrauch in die Nase bläst.

*

Es geht nichts über die Höflichkeit

Herr Lauterbach sitzt im Theater, nobel angezogen und bis unter die Haut rasiert (eigenhändig).

Die Aufführung hat noch nicht begonnen.

Herr Lauterbach erhebt sich halb von seinem Platze und mustert die hinter ihm sitzende Zuschauermenge.

Sein Blick fällt auf Frau Hampel mit ihren drei Söhnen.

Der jüngste verbeugt sich.

Herr Lauterbach erwidert die Verbeugung.

Der zweitjüngste bezieht die Verbeugung auf sich und macht eine Verbeugung.

Herr Lauterbach erwidert die Verbeugung.

Der älteste bezieht die Verbeugung auf sich und macht eine Verbeugung.

Herr Lauterbach erwidert die Verbeugung.

Frau Hampel, die durch das Opernglas nach dem ersten Range hinaufspäht, kriegt einen versteckten Knuff, setzt den Doppelläufer ab, bemerkt Herrn Lauterbach und verübt eine Verbeugung.

Herr Lauterbach erwidert die Verbeugung, dreht sich

um und setzt sich wieder auf seinen Platz in den erhebenden Gefühlen, a) daß er sich unter guten Bekannten befinde, b) daß nichts über die Höflichkeit gehe.

*

Der Schlüssel

Achtzehn Jahre alt war er damals und ging in die Oberprima.

In den Herbstferien durfte er eine Verwandte besuchen, die in Wurzen, unweit Leipzig, wohnte.

Die Tante besaß ihr eigenes, inmitten eines Obstgartens gelegenes Häuschen, einen Stock hoch und schmuck.

Das Dienstmädchen war ebenfalls einstöckig, wenn auch nicht schmuck.

Es hieß – wie die meisten – Emma.

Der Familienname tut zwar bei Dienstmädchen nichts zur Sache, doch soll nicht verschwiegen sein, daß Emma eine geborene Schumann war.

Ihre Kammer lag unter dem Dache. Daneben schlug er seine Lagerstätte auf.

„Er" ist mein Freund Lothar Franke.

Emma war ein Lamm vom Lande – vom Lande, wo es am ländlichsten ist –, trug das helle Haar straff und hoch geklitscht ganz oben auf dem Kopfe, eine Art Zitronenflammeri, und war, so leid es mir tut, zu kurz gebaut.

Eines Abends ging sie frühzeitig zu Bett, nachdem sie die Tante von diesem ihrem Tun in Kenntnis gesetzt hatte.

Den Lothar Franke hatte die Premiere eines Wandertheaters gelockt, und er empfahl sich nach dem Abendbrote.

Die Tante bat ihn, bei der Rückkunft die Haustür säuberlich zu versperren und den Schlüssel vor Emmas Kammer zu legen; dort sei ein Sims, er würde ihn schon finden.

— Um Mitternacht kam Lothar heim, verschloß die Pforte ordentlich und tappte im Dunklen die Stiege hinauf.

Streichhölzer hatte er natürlich nicht bei sich. Wie immer.

Er fingerte, oben angelangt, an Emmas Kammer herum und suchte den bewußten Sims.

Er fingerte und tastete — — — kein Sims.

Die Geduld riß ihm, er rüttelte an der Tür und rief: „Emma, sind Sie noch auf?"

Im tiefen Tone noch tiefer gekränkter Schamhaftigkeit tönte es zurück:

„Aber Herr Franke!"

*

Seine letzten Worte

Vor einer Reihe von Jahren war Felix in Finsterbergen, wo jeder dritte Mensch Oschmann heißt, zur Sommerfrische und saß fast jeden Nachmittag, den Gott wachsen ließ, an der kühlenden, plätschernden Laucha, in irgendein Buch vertieft.

Da geschah es einmal, daß sich ein weibliches Wesen ihm zugesellte, welches halb Magd, halb Dame zu sein schien und außer einer verzweifelt hochdeutschen Aussprache mancherlei Zeichen von Bildung an den Tag legte.

Sie war, wie sich erwies, die Tochter eines begüterten Schmiedes aus der Umgegend, hieß Martha, zählte mindestens dreißig Lenze und hatte das letzte Jahrzehnt nicht nur mit schöngeistiger Beschäftigung verbracht, sondern auch, indem sie sowohl ober- als auch ganz besonders unterhalb der Taille gehörig Speck ansetzte.

Dieses Wesen fragte unseren Felix, was er da lese.

Mit einer Reflexbewegung hielt er ihr den Titel des Buches vor die Nase.

Es war der Eckermann.

„Ja – der Goethe!" versetzte das Wesen Martha

mit einem Augenaufschlag, wie man ihn bei Lukas Cranach häufig antrifft – „der hat auch schlimme Streiche gemacht!“

„Schlimme – vielleicht,“ brummt Felix, „aber jedenfalls keine schlechten!“

„Na na! In Tabarz lebt noch ein Abkömmling von ihm. Der stammt aus Stützerbach.“

„Oh, seien Sie versichert, daß Goethe nicht allein wegen dieser Tat als ein deutscher Geistesheros gilt!“

„Nu nein. Das ja nicht. Aber er hat es arg getrieben. Sehr arg!“

Felix, auf weitere Kundgebungen erpicht, fragt, ob sie den „Faust“ kenne.

Aber selbstverständlich hat sie den gelesen. Auch den zweiten und dritten Teil.

Felix sucht ihr den dritten auszureden und bringt das Gespräch auf sie selbst und schließlich auf Goethe zurück und zwar auf seinen Tod.

„Wissen Sie, was seine letzten Worte waren?“ forscht Martha, die genau unterrichtet ist.

„‚Mehr Licht!‘ – angeblich.“

„Das hat er wirklich gesagt! Er hat aber noch mehr sagen wollen.“

„So? Was denn?“

Nun, die Parze habe ihm gewissermaßen den Faden zu früh und dadurch das Wort von der Zunge abge-

schnitten. Der Ausspruch, den er habe tun wollen, und der in verstümmelter, allerdings für Schulaufsätze geeigneter Form bekannt geworden sei, werfe ein bezeichnendes Licht auf seinen Geschmack, indem nämlich, da ihm erstens wahrscheinlich die Kehle vom vielen Reden trocken gewesen sei, und zweitens die Stadt Weimar in der Nähe von Ziegenhain läge, wo bekanntlich der von dem klassischen Dichter zu Lebzeiten geschätzte und auf dem Sterbebette heiß ersehnte Trunk gebraut würde, während das nach dem gleichnamigen Ort benannte nicht das echte sei, ... hier dämmerte es unserem Felix, und er pruschte so unvermittelt hinaus, daß die spitzfindige Halbdame grad noch die rektifizierte Fassung des Ausspruchs hervorstieß und dann beleidigt davonstob ... kurz und gut: es sei sonnenklar, daß Goethe habe sagen wollen:

„Mehr Lichtenhainer!"

*

Von Beifall, Mißfallen und von einem Autor

Bis zum vierzehnten Lebensjahre durfte ich nur ins Theater, wenn das Weihnachtsmärchen gespielt wurde. In den folgenden Jahren gestattete mir mein Vater den Besuch klassischer Stücke, sowie gewisser honoriger Opern z. B. des „Freischützen" und des „Waffenschmiedes".

Von all den Theaterstücken weiß ich nur wenig noch. Haften geblieben in meinem Gedächtnis ist lediglich eine Aufführung von Charpentiers „Louise", in die ich mich als kleiner Bub verirrt hatte. Ich trällere heut, als hätt' ich's gestern erst gehört, die schönsten Melodien daraus und weiß noch jede Kleinigkeit und werde nie, im Leben nie vergessen, wie die Oper schloß, wie Louises Vater den Stuhl schwang und die Faust ballte und das eine Wort hinausschrie — das eine Wort: „Paris!"

Später, als ich sozusagen mannbar geworden war, besuchte ich mit Vorliebe moderne Schauspiele, obwohl ich anfänglich sehr betroffen war, als auf der Bühne die Menschen in Straßen- und Gesellschaftskleidern herumliefen, als müßte das so sein, und sich benahmen wie lebendige Geschöpfe meinesgleichen.

Seitdem habe ich eine Unmenge Theaterstücke über mich ergehen lassen, aber ich habe nimmer die rechte Freude dran.

Zweimal hat sich die Aufmerksamkeit des Publikums auf mich gerichtet; zweimal bin ich von den wütenden Blicken des Publikums durchbohrt worden; zweimal habe ich mich saudumm betragen im Theater.

Zum ersten in der Uraufführung eines urmodernen Schauspiels, das ich mir von einem urbehaglichen Parkettsitze aus betrachtete.

Ich kannte das Stück — es war von Eulenberg — und hatte die Buchausgabe bei der Hand. Der rheinische Dichter war damals gerade in meiner Heimatsstadt Mode geworden, und das Premieren-Publikum wähnte, es blamiere sich, wenn es nicht entzückt sei. Persönlich war ich nicht allenthalben entzückt. Allerdings Herr B., der die eine männliche Hauptrolle mimte, versetzte mich in helle Freude — — er war herrlich! Aber Herr St., ein Liebling der Galerie, war platterdings unmöglich. Ich leistete mir den Spaß, den Text nachzulesen. Da war ich paff. Kein Wort stand in meinem Buche — Herr St. faselte das tollste Zeug zusammen, wenn auch mit derartigem Geschicke, daß ein Ahnungsloser keinen Deut weiskriegen konnte. Meine Erbostheit wäre jedoch nicht auf den Siedepunkt geklettert, hätte jener Mime nicht nach der effektvollsten Szene einen Sonder-Ap-

plaus kassieren dürfen. Als nun der Vorhang über den zweiten Akt herniederrollte und die Menge ihren Beifall über St. und V. – nebst einige minder Beteiligte – schüttelte, da war ich nicht imstande, an mich zu halten: ich zischte, was ich zischen konnte. Da ich indessen das Bestreben hatte, Gerechtigkeit walten zu lassen, so beklatschte ich die Leistung meines V. – So saß ich denn, ein sonderbarer Anblick, aus Leibeskräften zischend und gleichzeitig aus Leibeskräften applaudierend. – –

Zum zweiten: in dem gleichen Theater, als ein Drama erstaufgeführt wurde, das im alten Ägypten spielte.

Herr D. als König, Herr F. als dessen Sohn. – Das Drama ließ sich schaurig an und grimmig-grimmig; auf Tod und Leben ging's; diverse Leichen sanken jach dahin.

Das Publikum war heftig bei der Sache und zeigte sich, sobald es hell wurde, äußerst einverstanden mit der Abwickelung der tragischen Geschichte. Mit Beifall wurde nicht gekargt, und nach dem dritten Bilde – fünf waren es im ganzen – erschien der Dichter auf der Bühne.

Stellt euch das vor: ein kurzer, unansehnlich-fetter Herr im Smoking, mit einem Pflaster auf der linken Wange, verneigte sich unausgesetzt und wie elektrisch

angetrieben. Rechts von ihm stand der lange König der Ägypter und nickte würdig, wie es dem Despoten ziemt; und links von dem modernen Mitteleuropäer nickte der ägyptische Prinz, ebenfalls ein lang aufgeschossener Kerl.

Da mußte ich plötzlich ganz laut lachen.

Über den kurzen Herrn im Smoking, der sich beim Rasieren geschnitten hatte, und der zwischen den beiden haßerfüllten ägyptischen Teufeln so unnötig viele Bücklinge von sich gab.

Auch mußte ich an unser Dienstmädchen denken, die Marie.

Die sagt stets statt Smoking: „Sminkong".

*

Die Hölle

Schnupfen, Husten, Reißen — sind Dinge, die zwar nicht den Kragen kosten, aber die gute Laune.

Ingleichen wird die Freude am Dasein durch anhaltende Kopfschmerzen einigermaßen versaut.

Ein einziges Hühnerauge führt uns die Richtigkeit allen Erdenwandels dringlicher zu Gemüte als der Anblick des diamanten glitzernden Sternenhimmels.

Ein handfester Katarrh bewirkt mehr Reue und Buße als sechsundfünfzig Sonntagspredigten.

Ein Staubkorn im Auge zermürbt dich nachdrücklicher als mancher Schicksalsschlag, und die Posaunen des jüngsten Gerichts dürften jenen ziemlich kalt lassen, dem ein zäher Durchfall im Gedärme wurlt.

Den Schlucken nicht zu vergessen!

Wer mahnt wie er an die Hinfälligkeit menschlicher Pracht und Größe?

Meine Großmutter ist daran zugrunde gegangen.

Ihr Schlucken hat nicht nachgelassen.

Sie hat sich zu Tode geschluckt.

Selbst die Ärzte waren ratlos.

Ein Glück, daß er nicht ansteckt! Sonst wären wir

samt und sonders der alten Dame ins Gefilde der Ewigkeit gefolgt.

Harmlos fängt er an.

Du denkst: „Wird schon wieder vergehen!“ und mißt ihm keine Bedeutung bei.

Über ein kleines gerätst du in gelinde Verzweiflung. Über ein großes befällt dich Raserei. Vergebens unternimmst du forsche Schritte, ihn zu bannen. Trinkst Wasser, schluckst Essig, hältst den Atem an, beugst das bedeutende Haupt hintenüber.

Wennste glaubst, er ist verschwunden, setzt er mit verstärkter Wucht ein.

Alles umsonst.

Der Schlucken wankt und weicht nicht.

Du, als der Klügere, gibst nach und tust, als hättest du ihn gar nicht.

Er bleibt am Werke und stößt dich in genau abgemessenen Zwischenräumen.

Er vergällt dir das Atmen. Er macht dich zum Idioten.

Was hilft es dir, daß du wohlbestallter Sparkassenrendant oder noch besser bestallter Kunsthonigerzeuger bist?

Bist nichts als Erdenwurm, solange dich der Schlukken hat.

Du nämlich hast nicht ihn, sondern er hat dich.

Stumpfsinnig fügst du dich in dein Los und läßt dich von ihm beuteln.

Er ist wahrlich ein großes Übel.

Wenn du verschnupft bist, sprießt dir der Trost: daß du ihn dir selbst zugezogen hast. Du kannst dich dafür verantwortlich machen. Den Schlucken dagegen ziehst du dir nicht zu.

Du bist nicht an ihm schuld.

Er tritt auf, wann ihm beliebt. Sinnlos, grundlos, gemein.

Vielleicht werden die Sünden der Urgroßväter durch ihn an dir Kindeskind heimgesucht? Wer weiß es?

Er ist ein großes Übel.

Der Übel größtes aber ist das Zahnweh.

Was ist der Schlucken dagegen?

Ein Tineff!

Das Zahnweh verwandelt dich in ein beliebiges Stück Schlachtvieh und, so es von Dauer ist, in eine wilde Bestie, bis du schließlich, wenn es überhaupt nicht nachlassen will, so zahm wirst, daß du dich zu deinem Kanarienvogel in den Vogelbauer setzen möchtest und leise piepen.

Gewöhnlicher Zahnschmerz stachelt deine Verzweiflung auf, bis du am liebsten die Welt, wie sie geht und steht, in kurze und kleine Stücke rissest oder auf allen Vieren hinwegflöhest in ein stilles, liebliches Tal, wo blaue Schmerzlosigkeit pilzt.

Hüte dich vor den Zahnärzten! Unter dem Vorwande,

dich von dem Leiden zu erlösen, martern sie dich gebrechliches Gefäß der Irdischkeit, bis du zerspringst, martern sie dich vermöge mittelalterlicher Folterwerkzeuge, die einem Steinbruche Tränen der Qual entpressen würden, martern sie dir alle Gefühle aus dem Zwerchfell, handlangern dir mit alpdruckerregenden Brecheisen in der Mundhöhle umher und stampfen dir unerbittlich die Nervenstränge zu Brei.

Alles dies „schmerzlos".

Haben sie dich eine Stunde lang bearbeitet, lächeln sie „Noch e i n e n Augenblick!" und bearbeiten dich eine zweite Stunde. Willenlos ergibst du dich der höheren Macht. „Ich bin gleich fertig!" hörst du sie nach der dritten Stunde dich besänftigen.

Sie kommen alle in die Hölle.

Denn dies ist die Hölle: Von Zahnschmerzen gequälte Sünder müssen den von Zahnschmerzen gequälten Mitsündern die Zähne ausbohren, wofür diese wieder ihren Peinigern die Zähne ausbohren.

Zudem verlassen dich in der Hölle ewiger Schlickauf nicht und ewiger Schnupfen und ewiger Durchfall.

Daher, Bruderherz, strebe nach Vollkommenheit und sei ein guter Mensch, auf daß du des Himmels teilhaftig werdest.

*

Glück

Zufriedenheit ist das Glück.

Wunschlosigkeit ist die Zufriedenheit.

Glück hat, wer keine Wünsche hegt.

Wer keine Wünsche hegt, erlebt keine Enttäuschungen.

Alles Wünschen ist egoistisches Hoffen.

Alles Reden darüber ist banal.

Was ist Glück?

Glück ist die Kunst, kein Pech zu haben.

Mit anderen Worten: Glück ist die Kunst, Glück zu haben.

Das ist keine Geistreichelei, sondern trockene Erkenntnis.

Denn was ist Pech?

Pech ist das Betrogenwerden und weiter nichts.

Pech existiert nicht, wenn man sich nicht betrügen läßt.

Man komme dem Schicksal zuvor — dann wittert das Schicksal, daß nichts zu betrügen ist, und gibt klein bei.

Das Schicksal, das klein beigibt, bringt Glück.

Das Schicksal beglückt dich.

Es beglückt jedoch nur den, der nichts wünscht, nichts hofft und keine Ansprüche stellt.

Der Anspruchslose wird glücklich.

Der Glückliche ist anspruchslos.

Je anspruchsloser, um so glücklicher.

*

Du planst für den ersten Sonntag im Mai einen Ausflug weit über Land.

Du freust dich die ganze Woche darauf.

Schon am Freitag rüstest du dich und füllst dich mit Vorfreude.

Du kannst den Sonntag nicht erwarten.

Margarete hat ein neues Kleid.

Du hast es ihr geschenkt.

Margarete hat am Sonntag frei. Du hast sie wochenlang nicht gesehen.

Jürgen will sich mit seiner Braut euch anschließen.

Ihr besprecht euch.

Ihr seid glücklich im vorhinein.

Ihr Toren.

Am Sonntag regnet es. Es muß!

Der Ausflug unterbleibt.

Und, was das Ärgste ist, Margarete ist schlechtgelaunt, und du hast ein unerquickliches Szenchen mit ihr.

Du schimpfst auf Gott und die Welt.

Schimpfe auf dich selbst.

Denn wärest du felsenfest davon überzeugt gewesen, daß es am Sonntag regnen würde, so hättest du das allerprächtigste Wetter gehabt.

Wer annimmt, daß es ihm der Quere geht, dem schlägt's zum besten aus.

Denn hätte es am Sonntag in der Tat geregnet — es hätte nicht! — so hättest du trotzdem allen Grund gehabt, zu frohlocken: du hättest recht gehabt und deine Annahme bestätigt gefunden.

Ringe dich zu der Einsicht durch, daß die programmwidrig verregneten Sonntage die gemütlichsten sind, dann lächelt dir das Wetter wann auch immer.

Rechne stets auf schlechtes Wetter, wenn du etwas vor hast.

Und so halte es in allen Dingen.

Male dir nichts aus, es sei denn Trübes.

Und phantasierst du, so phantasiere schwarz. Schlimmstenfalls trifft ein, was du befürchtet hast.

Es lebt sich angenehm, wenn das Böse, mit dem man gerechnet hat, nicht gar so bös daherkommt.

Glücklich ist, wer an kein Glück glaubt.

Nur die Dummen haben Pech.

Wisse, daß du morgen stirbst, und du wirst leben.

Hoffe, daß du morgen lebst, und du bist tot.

Es liegt in deiner Hand, Pech zu vermeiden.

Nicht liegt es in deiner Hand, Glück zu haben.

Aber schon das Vermeiden des Peches und das Reduzieren des kleinen Pechs zum ansehnlichen Glück kräftigt.

Bescheide dich und sei zufrieden. Dem Bescheidenen lacht das Glück.

*

Im Kino

Ein Film rollt: „Das Meer bei Capri".

Er wirkt wie eine Novelle Conrad Ferdinand Meyers auf ein Dutzend Marlittiaden.

Alles Halbwüchsige benutzt die Gelegenheit, um verschwiegene Stätten aufzusuchen.

Die Erwachsenen mopsen sich.

Erstens ist keine Handlung in dem Film, und zweitens ist er zu „natürlich".

Dadurch, daß die Musiker Pause haben, wird die Langweile erheblich vermehrt.

Endlich ist er abgewickelt.

Gott sei Dank! Man seufzt auf.

Neben mir ein elfjähriges Mädel:

„Mutta, war das echtes Wassa?"

*

„So wird's sein!"

Ich ging noch zur Schule, da mußte ich hin und wieder einholen gehen. Zum Fleischer, zur Grünewarenfrau, ins Kolonialwarengeschäft.

Der Fleischer, die Grünewarenfrau, der Kolonialwarenmann, sie alle überraschten mich dadurch, daß sie das Gewünschte mit den Worten: „So wird's sein!" überreichten.

Ich kam aufs Gymnasium und lernte die feinen Unterschiede zwischen Perfekt und Imperfekt sowie zwischen erstem und zweitem Futur kennen. Wie sträubten sich meine Nerven und die darin verankerten Haare, wenn ein Kaufmann – immer noch! – sein „So wird's sein!" erschallen ließ.

Aber ich hatte wenig unter dieser Tempus-Verwechslung zu leiden. Bis ich in meinen Studentenjahren die Einkäufe wieder selbst zu erledigen pflegte.

Die Fleischer, die Kolonialwarenhändler, die Grünewarenfrauen, sie hatten alle noch ihr: „So wird's sein!"

Jahre verrannen. Lange sah ich keinen Fleischer von Angesicht zu Angesicht.

Vor drei Tagen ging ich ein Kalbsgehirn kaufen.

Der Fleischer klitschte es mit dem Satze: „So wird's sein!" auf die Marmorplatte.

Da sprach ich mit Pathos: „Nein, mein Herr: So i st es!"

Seitdem wage ich mich nicht mehr an dem Laden dieses Ehrenwerten vorbei. Ich werde in ein anderes Stadtviertel ziehen müssen.

Der schüttere Bart und der an einer Schnur befestigte vernickelte Blechkneifer verliehen mir sicherlich ein grundsolides Aussehen, und trotzdem!

Den Blick des Fleischermeisters werde ich all mein Lebtag nicht vergessen.

Ich glaube, er hat geglaubt, ich hab' einen Sparren zu viel. So wird's sein. (So ist es!)

*

Warten

Warten ist schrecklich.

— — Auf ein halb vier hast du dich verabredet.

Mit wem?

Selbstflüsternd mit i h r! —

Seit ein viertel harrst du an der Normaluhr, der bewußten.

Du bist nämlich mit eins unsicher geworden, ob nicht deine Taschenzwiebel falsch geht.

Also lieber ein paar Minuten zu früh!

Selbst der Normaluhr traust du nicht ganz. Sie sieht heute abnorm aus.

Nun gut.

Die Zeit bis halb vertrippelt dir, ohne daß du es gewahr würdest.

Du richtest deine Krawatte, — fühlst mit der Hand nach, ob der vermaledeite Rockhenkel nicht herauskiekt, — schneuzest dich liebevollst, — betrachtest dein Ebenbild in schmeichlerischen Spiegelfenstern, — kurzum: du bist beschäftigt.

Horch, schon schlägt es halb!

Ha!

Dein schwelgerischer Geist zaubert dir Faten Morganen (wofern es diesen köstlichen Plural gibt!), und von allen Seiten scheint die Ersehnte auf dich einzuströmen.

Jetzt! ... Nein, die ist es nicht ... doch da ... nein, wiederum ein Vexierbildnis ... dort naht sie ... Täuschung!

Nichts.

Eine Viertelstunde verbringst du in höchstgesteigerter Erwartung.

Hundert Gründe predigst du dir ein: die Geliebte deiner schönen Seele muß irgendwo aufgehalten worden sein, hat den Zug verpaßt, ist einer vorgeblichen Freundin in die Arme geraten und kann sich nicht loseisen. Oder sie hat vergessen, ihre Uhr aufzuziehen und ist sich nicht im klaren, welche Zeit es ist. Oder ... oder sie hat die Stunde verwechselt und ist darauf aus, das Stellteuchein sei für halb fünf vereinbart.

Du unlustwandelst auf und ab, unlustwandelst auf und ab.

Der Schutzmann an der Ecke hat ein strenges Auge auf dich geworfen und beobachtet dich.

Du kümmerst dich um nichts.

Die Normaluhr und der Platz ringsumadum ist deine Welt.

Viermal schlägt es von den Turmuhren.

Die Normaluhr hat ihre Zeiger gleichfalls auf um vier gestellt.

Du armer Teufel du! Stehst da und lauerst und bildest dir ein, „sie" käme doch noch.

Zwei Stimmen dröhnen, ach, in deiner Brust. Die eine (Baß) behauptet mit Härtestnäckigkeit, es sei völlig aussichtslos, das Hin- und Widerpilgern fortzusetzen, — die andere (Tenor) protestiert dagegen und führt blühenden Optimismus ins Treffen.

Um dich nicht vor dir selbst lächerlich zu machen, nimmst du dir schließlich vor, auf den Schlag ein Viertel fünf die Stätte zu verlassen.

„Sie" — Käte — kommt und kommt nicht.

Aber etwas anderes kommt, nämlich das Dümmste: in dem Augenblicke, wo du dich zum endgültigen Davonschreiten wendest, wirst du von der Zwangsvorstellung erfüllt, eben jetzt müsse Käte nahen.

Denn dies weißt du aus Erfahrung: kaum hat man die Hoffnung, etwas werde sich begeben, aufgesteckt, so tritt das Etwas ein, und die Hoffnung erfüllt sich.

Minute läßt du auf Minute verstreichen.

Längst ist es ein Viertel auf fünf vorüber.

Sogar halb fünf — nachdem du alter Kindskopf einundeineviertel Stunde auf dem Anstand gestanden hast, selbst da kannst du dich nicht zum Gehen zwingen.

Grund: du bist, wie gesagt, überzeugt davon, Käte müsse gerade jetzt kommen.

Allein sie verschmäht es.

Sie sitzt mit dem Referendar, den du nicht leiden magst, im Kino und sieht sich den neuesten Film (mit Gunnar Polnaes) an und empfindet eine perverse Genugtuung, dich auf den Besen geladen zu haben.

Um sechs Uhr schleichst du seufzend von dannen, nicht ohne dich oftmal umzublicken, ob Käte nicht vielleicht doch noch . . . .

*

Zerstreutheit

Ort: Klinik
Zeit: Vormittag

Der Kranke liegt im Bette.

Der Medizinmann steht daneben.

Der Kranke hat ein Thermometer in der Achselhöhle ecken. Er holt es heraus und gibt's dem Medizinmanne.

Jeden Vormittag wird die Temperatur gemessen und er Puls gezählt.

Der Medizinmann nimmt das Thermometer in die nke Hand, betrachtet es scharf und greift mit der rech- en nach des Kranken Handwurzel: Und zählt auf diese Weise – mit Hilfe des Thermometers –, wieviel Herz- chläge in der Minute der Ärmste hat.

Da das Thermometer auf 38,7 steht, wundert sich er Medizinmann in seinen Bart hinein, daß der Puls „heute" so langsam schlägt, und stellt eine wahnwitzige Diagnose.

*

Die Klingel

Das Zimmer des Sekretärs Geilhufe ist durch ein Klingelleitung mit dem Zimmer der Aktuare Großschupf und Kolipape verbunden.

Wünscht der Bureauvorsteher Geilhufe, einen Aktuar zu sprechen, so braucht er lediglich auf den Knopf der elektrischen Klingel zu drücken, und ein Aktuar schnellt herbei.

Eines Tages ist die Klingel kaputt.

Unsereiner schreibt klipp und klar: „Eines Tages ist die Klingel kaputt" und hat damit das Kind beim rechten Namen genannt.

Aber es ist ein Ding der Unmöglichkeit, sich einen Aktuar vorzustellen, der den Satz schreibt: „Eines Tages ist die Klingel kaputt."

Es muß nämlich der vorgesetzten Behörde eine schriftliche Meldung eingereicht werden, die den Tatbestand – eben, daß die Klingel kaputt ist – nüchtern registriert.

Diese Meldung abzufassen, obliegt dem Aktuar Großschupf.

Großschupf kann nicht schreiben: „Die Klingel ist kaputt." Man würde ihm amtlich auf den Kopf spucken und mit einem klotzigen Rüffel bedenken.

Großschupf ringt nach Ausdrücken.

Er steht mit der deutschen Sprache auf dem Kriegsfuße.

Er ringt mit der deutschen Sprache um einen Ausdruck.

Aus dem letzten Gang geht er mit dem Satze hervor:

„Die Klingel im Bureau des Herrn Sekretär Geilhufe geht nicht.“

Die deutsche Sprache ruft: „Schieber!“; denn „geht nicht“ geht nicht.

Eine Klingel, die geht, gibt es nicht.

Haben Sie je eine Klingel gehen sehen?

— — Großschupf konferiert in der Klingelmeldungsangelegenheit mit dem Kollega Kolipape.

Der steht mit der deutschen Sprache auf dem Duzfuße.

Er schlägt vor, zu schreiben:

„Die Klingel im Bureau des Herrn Sekretär Geilhufe ist in Unordnung.“

Er meint: „ist nicht in Ordnung“!

Die deutsche Sprache ist eine harte Nuß.

Großschupf nimmt, ehe er die Meldung vom Stapel läßt, einen Schlüssel, der dicht an der Zimmertür hängt, und verschwindet.

Eine halbe Stunde später erscheint er wieder. Die Nuß ist geknackt.

Er schreibt die Meldung und gibt sie weiter.

Die vorgesetzte Behörde veranlaßt daraufhin, daß
nötigen Schritte, welche erforderlich sind, daß die Kl
gel, welche im Bureau des Herrn Sekretär Geilh
welche als in Unordnung befindlich, da selbige ni
geht, gemeldet worden, angebracht ist, usw. —
kurzum: die Klingel wird repariert.

Die Meldung in ihrer endgültigen, der Behörde v
gelegten Form lautete:

„*Die Klingel* im Bureau des Herrn Sekr
Geilhufe *geht nicht, da dieselbe in Unor*
nung ist."

So wird die deutsche Sprache veraktuarscht.

*



Der Fall Vordermüller

Für Resi Langer

Auf das Bureau flatterte eines Morgens ein von höherer Dienststelle herrührender Wisch:

„Die Revision erfolgt in der üblichen Weise wie bisher durch Herrn Sekretär Walter."

Sekretär Vordermüller liest den Wisch mit Zizittern und Bebeben und fühlt sich abgesägt.

Krummen Herzens und mit Duldermiene überreicht er Herrn Sekretär Walter das gesamte, die Revision betreffende Material.

Jetzt soll also der Walter, die schleimige Kreatur, wie bisher die Revision vollziehen, — — und dabei hat der Herr Vorstand erst gestern persönlich versichert, daß er, Vordermüller, und kein anderer dieses Ehrenamt bekleiden solle — — daß er, Vordermüller, und kein anderer fortab die Revisionen vollziehen dürfe.

Wer kennt sich aus in der Gunst der Großmächtigen, und wer steht so fest auf seinen Füßen, daß er nicht über Nacht gestürzt werden könnte?

Der Mensch hat es nicht leicht.

— — —

Eine Woche später flattert abermals ein von höherer Dienststelle herrührender Wisch ins Bureau:

Was das für eine Nachlässigkeit und Schlamperei sei? Dem Sekretär Vordermüller sei zur rechten Zeit mitgeteilt worden, daß er die Revision zu unternehmen habe; damit von vornherein kein Irrtum in der Art, wie die Revision zu handhaben sei, unterlaufe, habe man den Sekretär Vordermüller angewiesen, die Revision in der üblichen Weise auszuführen, nämlich so, wie sie bisher durch Herrn Sekretär Walter ausgeführt worden sei.

Vordermüller verfärbt sich und zizittert und bebebt noch erbärmlicher als acht Tage zuvor.

Also hatte er doch die Revision vornehmen sollen — und nicht der Walter, diese schleimige Kreatur. Man hat die Zusicherung nicht vergessen, o nein; man beginnt, ihn dem Kriecher und zeitweiligen Günstling Walter vorzuziehen. Warte, du . . .

Aber der Wisch ist noch nicht zu Ende gelesen. Ein Satz, der letzte, lautet:

„Die Revision erfolgt in Hinkunft in der üblichen Weise wie bisher durch Herrn Sekretär Walter — und nicht durch Herrn Sekretär Vordermüller."

Vordermüller ist geliefert, seine Existenz verpfuscht. Er kann seinen Abschied nehmen.

Eine triste Woche schleicht dahin.

Es wird Sonntag.

Da schlüpft Vordermüller in das sauberste Hemd, kramt einen Feiertags-Kragen hervor, nagelt sich die solid verlötete, schwarze Krawatte auf die Brust und steigt quellköpfig und mit einem Gehrock geziert straßenauf.

Vor einem bedeutenden Eckhause sammelt er sich, stöhnt, wankt, sammelt sich wieder und stapft, den Gehrock bauschig gewölbt, drei Stock hoch — bis zur Wohnung des Herrn Direktorial-Stellvertreters, seines hohen Vorgesetzten.

Die mühsam präparierte Rede ist zerflattert; der Mut, auf den Klingelknopf zu drücken, sinkt auf den Gefrierpunkt, o mein Gott, die Revision, die wie bisher durch das Ekel von Walter vollführt worden ist, hat die Haltung und den Charakter des biederen Vordermüller zerknickt und zerzaust.

Er drückt auf den Knopf, als hinge davon die Hinrichtung ab.

Aber er tut's.

Ein Fräulein, hübsch, ansehnlich und propre, öffnet die Tür und fragt nach des Revisionsbeflissenen Begehr.

Ob Herr Direktorial-Stellvertreter einen Augenblick zu sprechen sei, in einer höchst dringlichen Angelegenheit.

Vordermüller wird in einen Salon geführt, woselbst er warten muß.

Er stürzt in den Schlund eines Klubsessels und bemüht sich, seine Beine und seine fünf Sinne ins Geleise zu rücken.

Sein Gesicht besteht aus schrumpeligen Falten; die Augen allein leuchten wie gespiegelte Eier.

„Ob ich gleich wandere im finsteren Tale — — Stecken und Stab — — — meine Not ist groß — — wie bisher" fällt ihm ein.

Ja, was will er eigentlich in drei Teufels Namen bei seinem Vorgesetzten? Was führt ihn des Weges?

Ach, um es zu gestehen: Er weiß es nicht. Er hat das dünne Gefühl, als müsse er sich irgendwie retablieren, seine Lage zu verbessern suchen, sich — wie gesagt — retablieren oder rehabilitieren, oder wie das heißt. Er will im Vertrauen und unter vier Augen ein paar männliche Worte mit dem Gestrengen reden, um sich . . . um sich . . . ja, um sich zu retabilisieren.

Was wird er dem hohen Herrn sagen?

I, es wird sich herausstellen, was er für Ausdrücke gebrauchen wird, sobald die geeignete Zeit herannaht.

Der Herr Direktorial-Stellvertreter wird sich eines gewissen bedauernden Mitgefühls nicht zu entringen versuchen.

Unterdessen beguckt Vordermüller den Salon. Ach ja, er hat es nicht anders erwartet. Die Reichen! Die Mächtigen! Sie richten sich das Leben und ihr Heim bequem

und nach ihren Bedürfnissen ein; sie leisten sich etwas. Es kommt bei ihnen nicht drauf an.

Ein großer Spiegel. — Ein Vertikow aus Mahagoni, lackiert, und zahlreiche Photographien darauf. — Ein Blumentisch, mit kostspieligen Pflanzen besäet. Azalien und Alpenveilchen und Tulpen. Es ist eine Pracht. — Ein Klavier. Ein sehr schönes Klavier. Sieht aus wie neu. Ebenfalls aus Mahagoni. — Die Hängelampe, schon mehr ein Leuchter, oder auch Lüster, wie man es nennt, mit prismatisch geschliffenen Kristallen, o du mein Schreck.

Vordermüller erhebt sich mit Achzundkrächz aus dem Klubsessel, um die Herrlichkeiten in der Nähe zu betrachten.

Neben dem Klubsessel steht ein Stuhl.

Auf dem Stuhl liegt ein Pelz.

Ein Pelz! Zobel oder Nerz oder Astrachan?! Ein sündhaft teuerer Pelz . . .

Vordermüller streichelt den Pelz mit seinen gichtknolligen Fingern und strömt Zärtlichkeit aus.

Er nimmt den Pelz — eine Boa — in die Hand und läßt sie sofort entsetzt, tödlich betroffen, sinken.

Er ist puterrot geworden.

Scheu blickt er sich im Raume um, dann hebt er die Boa beiseite und zieht hervor, was darunter liegt.

Ein Korsett (genau gesagt: einen Büstenhalter) und,

und . . . und einen grünen Seidenstrumpf, einen langen, grünen, seidenen Strumpf.

Vordermüllers bartumzottelter Mund schmatzt und weitet sich genießerisch bis zu den Ohren. „Sieh mal einer an!“ lallt es aus der Tiefe des Sekretärs, „sieh mal einer an — — der Hund!“

Selbstvergessen, triumphierend über seine Entdeckung, bald gelb und grün vor Neid, bald errötet aus überschäumender Wut, greift er nach dem Korsett und beäugelt es; läßt es durch die Finger gleiten, bastelt daran herum, riecht daran und steckt es — er selbst erschrickt darüber bis auf den Tod — und steckt es in die Brusttasche des gebauschten Gehrockes.

Nun der Strumpf.

Am liebsten fräße er ihn auf, stürzte ihn hinab in den Rachen, so versessen ist er auf das Ding.

Er phosphoresziert vor Inbrunst sämtlicher Wollustgefühle.

Sein ganzes junggeselliges Innere, eingeschnürt und erdrosselt, strahlt auf und leuchtet und wird frei. Der grüne, seidene Strumpf berauscht den armseligen Tropf und hetzt ihm das Blut durch die schüchternen Adern. Alles in ihm jauchzt und trillert vor Glück, ohnmächtiger Raserei, sinnlicher Gier und einem Mischmasch aufgepeitschter Bestialitäten.

Wie irrsinnig stürzt er in die Untiefe des Klubsessels, den Strumpf wie einen erbeuteten Skalp schwingend.

Der Herr Direktorial-Stellvertreter stand mindestens seit fünf Minuten, sprachlos vor Staunen und Zorn, im Zimmer und wandte kein Auge von dem rasenden Sekretär.

Erst, als dieser wie zermatscht zusammensank und unter heißen Tränen klebrige Küsse auf dem grünseidenen Damenstrumpf befestigte, löste sich ihm die feiste Zunge, und er rasaunte: „Herr, sind Sie des . ." (es fiel ihm in der Eile nicht ein, wessen — — und er verbesserte sich in) „Herr, sind Sie toll?"

Und nun geschah das Unerwartete.

Vordermüllers Welt von entfesselten Gefühlen konzentrierte sich in einem einzigen: er arbeitete sich aus dem Sessel heraus, schritt auf seinen Vorgesetzten zu und zupfte ihn mit aller Kraft am Spitzbarte. Dabei machte er: „Püh!"

Der Herr Direktorial-Stellvertreter schrie gräßlich auf. Und dies flößte dem durch lange Jahre geknebelten, subalternen Sekretär solch hitzigen Mut ein, daß er dem Würdigen einen Faustschlag mitten auf die bekneiferte Nase versetzte.

Während der in tausend Ängsten schwebende Chef auf dem Boden kniete, um rasch den unentbehrlichen Kneifer aufzulesen, drückte sich Vordermüller mit im-

provisierter Geschmeidigkeit aus dem Salon und verschwand mit wippenden Achseln und unnatürlich aufgeblähter Brust von der Bildfläche.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am folgenden Morgen fischte man einen Mann im Gehrock aus dem Mühlteiche, einen Mann, der unzweifelhaft in eine Liebestragödie verstrickt sein mußte; denn in der linken inneren Rocktasche fand sich ein Damen-Korsett (genau gesagt: ein Büstenhalter).

Vordermüller hatte sich das Leben genommen, ganz und gar verwüstet.

— — Der Herr Direktorial-Stellvertreter, nachdem ihm die betrübliche Kunde geworden war, begab sich nach der Stätte, wo sein sonderbarer Sekretär hinter einer Glaswand aufgebahrt lag.

Und er betrachtete sich diesen verruchten Menschen, der ihm ein klein wenig leid tat, mit befriedigter Rachsucht und schlecht unterdrückter Schüchternheit.

Aber Vordermüller nahm gar keine Notiz davon, sondern fuhr fort, tot zu sein.

*

„Plutus"

(Herausgeber: Georg Bernhard)

Ein Dialog

„Warum heißt denn das ‚Plutus'?"

„Plutus war der Gott der Unterwelt!"

„Nu nee — — der hieß Pluto!"

„Ach, das verwechsele ich mit Hades . . ."

„Das war kein Gott."

„Nee?"

„Sondern die Lokalität, wo Pluto hauste."

„Richtig, und Styx war sein Bursche!"

„Der Styx war ein Fluß, mein Lieber!"

„Er hieß doch aber ‚Hans' mit Vornamen . . ."

„Jawohl, und Offenbach ‚Jacques' und Bernhard ‚Lucian', und Ullstein ist reich, und reich heißt auf griechisch ploutos, und ploutos latinisiert gibt Plutus, und der Herausgeber heißt nicht Lucian, sondern Georg. Nun weißt du es."

*

Mut

Sie wandelten selbander über Felder und Wiesen, um in der Gartenstadt, die — wie aus einer Spielzeugschachtel am Waldessaume ausgebreitet — bunt herübergrüßte, ihren gemeinsamen Bekannten Nüßler zu besuchen.

Roderich hatte mit Nüßler auf ein und derselben Schulbank gesessen.

Dr. Schmitt war ihm kürzlich bei einem Wohltätigkeitsfest vorgestellt worden.

Man kam auf den Mut zu reden.

Dr. Schmitt führte aus: „Mit dem Mute, wissen Sie, ist das so eine Sache. Entweder man hat ihn, oder man hat ihn nicht.“

„Kann man ihn nicht auch kriegen?“ warf Roderich ein.

Der Doktor kraulte sich den Spitzbart: „Kriegen? Ja. Zweifellos. Ich stelle mir vor, daß sich ein Hasenfuß unter gewissen Umständen heldenhaft benimmt oder zum wenigsten mutig. Und zwar — zum Beispiel — dann, wenn er an Weib und Kind denkt und an daheim.“

„In solchem Falle dürfte ein Hasenfuß noch zaghaf-

ter werden, als er ist, und sich in wehleidiger Sentimentalität auflösen. Flennen statt sich und das Daheim verteidigen."

Der Doktor Schmitt rieb seine Nase. „Ich möchte diese Ihre Meinung nicht ohne Widerspruch ungeteilt lassen. Zwar, daß ein Hasenfuß Mut fassen mag, das scheint mir im Prinzip nicht ausgeschlossen zu sein, daß aber der Gedanke an Weib und Kind ihn daran hindern sollte, das . . ."

„Wenn er eine Xanthippe zur Frau hat und zum Rabenvater seiner mißgebornen Rangen geworden ist, dann dürfte er unberührt und ungerührt bleiben. Den schlechten Ehemann und den herzlosen Vater läßt das Zuhause kalt. Freilich sind solche Kerle keine Hasenfüße von Natur. — Nein, ein Hasenfuß kann nur aus übergroßer Angst, in blinder Verzweiflung — wenn's ihm an Kopf und Kragen geht — zum tapfern Manne werden. Kann, sage ich."

„Hahaha, tapfer aus übergroßer Angst!"

„Jawohl, und in einer Art Selbsthypnose. — Ich kenne einen Jammerlappen von Komödianten, der wandelt sich, sobald ihm die klassische Rüstung am Körper klirrt, zum unerschrockenen Recken. Erst letzthin ist es ihm geschehen, daß er als Macbeth im letzten Akte einen Statisten halbtot gewürgt hat. Wenn dies auch keine Unerschrockenheit beweist, so beweist es Kraft. Und die

hat er im Leben nicht. Ist das Spiel aus, so bleibt er noch wenige Minuten Recke, aber die Männlichkeit ebbt zusehends ab, und als gewohnter Jammerlappen steigt Macbeth a. D. ins Kaffeehaus, um seinen Absinth zu zutschen. Ich bin überzeugt, daß er sämtliche Kollegen erdolchen würde, gäbe Shakespeare die Gelegenheit dazu."

„Hm. Jajaja. Die Autosuggestion wirkt Wunder. Bedarf aber der wahrhaft Mutige, der wirklich Männliche erst dieses Mittels?"

„Beileibe nicht," entgegnete Roderich, „denn Selbsthypnose ist für die Krummen. Ganze Kerle sind stets unkompliziert."

„Da stimm' ich Ihnen bei. Ei ja, der gerade Mensch, der nicht viel Federlesens macht, nicht fragt, nicht tüftelt, nicht bedenkt . . ."

„Und der nicht reflektiert! Denn alles Reflektieren macht unsicher, macht zweiflerisch. Sobald man reflektiert, sieht man die Situation – sich selbst und die Umgebung – von allen Seiten, hat keinen ruhevollen Standpunkt mehr, hat Standpunkte und beginnt zu wanken. Ich möchte die Behauptung wagen: je mehr Reflexion, desto weniger Mut."

„Soll das für den einzelnen gelten oder für die Vielheit?"

„Das kommt darauf an, wie der einzelne beschaffen ist und aus welchen Elementen sich die Vielheit zusam-

mensetzt. Auf jeden Fall jedoch wird das Reflektieren bei krummen Naturen durch das Zusammensein mit andern, gleichviel welcher Art, gefördert. Hat der tapfere einen Feigling zur Gesellschaft, so wird ihm der nichts anhaben; im Gegenteil wird dessen elendes Beispiel ihn anstacheln zu noch stärkerer Rücksichtslosigkeit gegen die eigene Person — denn darin besteht der Mut —, während der Feigling an nichts denkt als an das Wohlergehen des geliebten Leibes ..."

„Und wie wirkt Ihrer Meinung nach der Beherzte auf den Hasenfuß?"

„Gar nicht. Es sei denn, daß er ihn zu beschönigenden Reflexionen und entsprechenden Äußerungen veranlaßt."

„Da sind Sie aber gehörig auf dem Holzwege, Verehrter!" lachte der Doktor, „es liegt doch auf der Hand, daß der Hasenfuß sich in Gegenwart eines Unerschrokkenen zur Tapferkeit zwingen wird, daß er sich mit hinreißen lassen wird, und daß er, je mehr der erste seinen Schneid beweist, um so nachdrücklicher die eigene Besorgtheit zu ersticken sucht. Ich leugne nicht, daß Sie mit Ihrer Behauptung, der Feige kümmere sich in erster Hinsicht um das liebe Ich, nicht unrecht haben, wie oberflächlich indes ist Ihre Psychologie, wenn Sie meinen, daß die Sorge um das eigne Selbst den Mut vermindere! Nein! Eben weil er an sich selbst denkt, wird der Feigling um jeden Preis seinen Mann stehen! Den

Schlappstiefel möcht' ich sehen, der sich in Gegenwart des Kaltblütigen nicht zusammenrafft und, um sich selbst besorgt, verzweifelt seiner Haut erwehrt!"

— — Unter solchen Gesprächen näherten sich die zwei der Gartenstadt.

Rasch war das Häuschen Nüßlers erreicht, und sie traten ein. Die Pforte war unverschlossen, eine Klingel nicht zu finden.

Zwischen Gatter und Wohnhaus blühten üppige Blumenbeete.

Unmittelbar hinter einem dichten Fliederbusch fauchte ein Bulldogg mit wütendem Gebelfer die Eindringlinge an, den Weg versperrend.

Schmitt klammerte sich kreideweiß an Roderich fest. Die Zähne klapperten ihm, kaum vermochte er sich auf den Beinen zu halten.

„Beruhigen Sie sich," sprach Roderich. „Der tut uns nichts zuleide. Und außerdem muß Nüßler im Augenblick erscheinen."

Schmitt schlotterte und keuchte. „Um Himmelswillen, der wird doch nicht etwa beißen??"

„Mich ganz gewiß nicht. Gebissen wird im Leben nur, wer Angst hat. Und Angst hat, wer sie zeigt."

Seit jenem Vorfall schätzt Herr Dr. Schmitt den Roderich nicht mehr.

Rebus

Zigarrenqualm, Biergläser, Röllchen, das muß anders werden, meine Herren, voll und ganz, tatkräftig, jawohl, Vorhängevollbärte, Gerülps, Ober — bitte noch ein Bier, vorgerückte Stunde, Sittlichkeit, Recht des freien Mannes, übrigens was ich noch sagen wollte, öh, als Steuerzahler und Patriot, mit Füßen treten, blicken Sie auf unsere . . . „bitte sehr, bitte gleich!", springender Punkt, Kneifer mit Schnur, Hämorrhoiden, knarrzende Stiefel, Biergläser, Zigarrenqualm.

Die Uhr zeigt Mitternacht.

— — — — —

Eine Versammlung tagt.

*

Rückſicht

Eine unkriegeriſche Skizze aus dem Felde

Jedem Kurt gewidmet

Wenn man zu zweit im Quartiere liegt, in einem und demſelben Quartiere, da muß man ſich einander anbequemen. — —

Kurt ſitzt am Tiſch und lieſt.

Konrad, auf die Pritſche gelümmelt, lieſt gleichfalls.

Konrad legt das Buch beiſeite; ſpricht: „Ich werde ein Viertelſtündchen ſchlafen."

(Eigentlich ſagte er „grunzen" ſtatt ſchlafen.)

Er wickelt ſich ein Handtuch loſe um den Kopf — der Mücken wegen! — und ſtreckt ſich lang.

Kurt pfeift einen fidelen Walzer aus dem „Zigeunerbaron".

Konrad möchte ſchlafen.

Er muß ſich Kurts Gepfeif anhören.

Das Handtuch ſchützt vor Mücken. Vor Gepfeif ſchützt es nicht.

Alſo Kurt pfeift.

Wie er eine Weile gepfiffen hat, fängt er an, Mücken zu morden.

Dies geschieht nicht ganz geräuschlos.

Konrad kann nicht schlafen.

Das Getrampel und Geklatsche hört nicht auf, und Kurt fragt: „Du, kennst du den Freiherrn von Schlicht? Der schreibt tadellose Geschichten!"

Konrad will schlafen.

Kurt: „Ob du den Freiherrn von Schlicht kennst?"

Konrad, unterm Handtuch: „Ja!"

Kurt liest.

Pause.

Kurt: „Du, was heißt denn das: ‚Aurea aetas erat'?"

Konrad: „Weiß nicht!"

Kurt: „Du warst doch offm Gymnasium!"

Konrad: „Leider."

Kurt: „Aurea aetas erat, wie Ovid sagt. Weißt du nich, was das heißt? Aurea aetas erat!"

Konrad: „Nee. Ich will schlafen."

Kurt hat keineswegs die Absicht, Konrad am Einschlafen zu verhindern, aber er muß wissen, was der lateinische Satz bedeutet. „Du, sag doch, was heißt denn das: ‚Aurea aetas erat'?"

Konrad: „Das heißt wörtlich: ‚Einsamkeit ist das Glück'!"

Kurt merkt nichts, glaubt's und gibt sich zufrieden.

Konrad duselt allgemächlich ein.

Kurt will sich eine Zigarre anzünden.

Die russischen Streichhölzer sind Teufelsblendwerk.

Auch das fünfte brennt nicht.

Kurt flucht und opfert ein sechstes.

Das geht aus, und Kurt schmeißt die Schachtel unter gräßlichen Verwünschungen in die Ecke.

Auf dem Tische liegt Konrads Feuerzeug. Vor ein paar Tagen frisch gefüllt mit Benzol-Ersatz.

Das Feuerzeug versagt. Streikt.

Kurt pfeffert es der Streichholzschachtel hinterher.

Konrad denkt: „Himmelkreuzlaudon, jetzt hab ich's aber satt!" und dreht sich grimmig auf die andere Seite.

„Ja, schläfst du immer noch nich?" fragt Kurt.

Konrad schäumt.

„Schläfst du?" wiederholt Kurt.

Konrad seufzt symbolisch.

Pause.

Kurt, in der Annahme, Konrad schlafe, summt still-vergnügt den Hohenfriedberger und trampelt den Text mit dem rechten Fußballen.

Da platzt der aufs äußerste gespannte Geduldsfaden Konrads: er rupft das Handtuch vom Schädel, klatscht es an die Wand, reißt eine Reitpeitsche vom Nagel und drischt wie närrisch auf sein Kopfkissen los — — drischt sich seine Wut vom Herzen.

Kurt ist starr.

Konrad sinkt gleichsam entleert auf einen Stuhl und glotzt ostentativ zum Fenster hinaus.

„Ach, du bist wohl eingeschnappt?“ zapft Kurt ein friedfertiges Gespräch an. „Hast du dich geärgert?“

„Ich? Geärgert? Nöh . . .“

Kurt ist grobfühlig und kann sich nicht denken, was Konrads Wut entfacht hat. Der Konrad ist so empfindlich!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Gegensatz zu den meistgelesenen Schriftstellern muß ich als ehrlicher Schilderer des kleinen und kleinsten Lebens den Verlauf unterbrechen und die Bemerkung einschieben, daß ich bis zu dem Punkte, wo Kurt naiv den Kameraden fragt, ob er sich geärgert, die Szene getreulich aufgezeichnet habe. Aber jetzt, wo in Wirklichkeit ein ungedeihlicher Schimpfwortwechsel einsetzt, bis Konrad endlich den Schauplatz verläßt, jetzt überlege ich ernsthaft, wie ich es drehen muß, um einen runden und effektvollen Abschluß zu erzielen.

Es wäre zweifellos prächtig, wenn Kurt durch irgendeine selbstlose und seine rauhbeinige Treuherzigkeit beleuchtende Kameradschaftstat seine peinliche Runxerei wettmachte.

Doch nichts von dem.

Keine Gelegenheit, den Derben und den Empfindlichen aneinanderzurücken oder seelisch zu verquicken.

Im Gegenteil: Kurt und Konrad entfremdeten sich ganz und gar, und vorliegende Skizze — von literarischen Scharfrichtern unbedingt zu verdammen — kann Befriedigung nicht erwecken.

Nichts geht über einen schön gestalteten, gefälligen Schluß — womöglich mit rührendem Einschlag —, und so ist es im Grunde töricht, eine Begebenheit, die einer kunstvollen Abrundung ermangelt, zu veröffentlichen.

*

Die Guten müssen leiden

Walter war ein artiger Knabe und tat seinen lieben Eltern viele Freuden an; wohingegen Paul einen losen Mund hatte und öfter als nötig das Familienleben unterminierte.

Beide gingen in die gleiche Klasse.

Und beide fuhren, da die Schule weit entfernt lag, tagtäglich mit der Straßenbahn.

Eines Morgens kam Paul zu spät.

Trotzdem schritt er froh und munter die Treppe hinauf und in das Klassenzimmer, machte ein unschuldiges Gesicht und erklärte trocken, die Elektrische habe unterwegs nicht weiter gekonnt, weil die Sicherung durchgebrannt sei.

Dies war ein Schwindel. –

Am nächsten Morgen blieb Walters Straßenbahnwagen am Neukirchner Platze stehen. Die Sicherung war durchgebrannt.

Vom Neukirchner Platze bis zur Schule hat man eine reichliche Viertelstunde!

Und ehe der Schaden geheilt ist, kann eine lange Zeit verstreichen – – Walter springt ab und rennt, was er vermag.

Atemlos und krebsrot betritt er die Klasse und will beteuern, daß die Elektrische unterwegs nicht weiter gekonnt habe, weil die Sicherung durchgebrannt sei, aber es kommt ihm zu dumm vor, dieselben Worte zu machen, die tags zuvor Paul gebraucht hat, und er schweigt.

Der Lehrer fragt mit gemachter Barschheit nach der Ursache der Verspätung.

Der artige Walter bringt kein Wort zustande; der artige Walter bleibt stumm. Wer soll ihm auch die zum zweiten Male prompt durchgebrannte Sicherung glauben?

Der Lehrer zieht dem um Antwort Verlegenen die Hose straff.

— — So geht es guten Menschen.

*

Nachwort:

An die verehrlichen Straßenbahn-Direktionen sämtlicher Großstädte Deutschlands!

Der Unterzeichnete appelliert hiermit an Ihre Einsichtigkeit und Güte, indem er ersucht — um peinlichen Vorfällen wie dem obgeschilderten, die ein braves Gemüt zu erschüttern und an der götlichen Gerechtigkeit zweifeln zu machen geeignet sind, vorzubeugen —, sämtliche Straßenbahn-Schaffner mit gedruckten Bescheinigungen auszurüsten, die im Bedarfsfalle — gelocht, gestempelt, visiert und revidiert — den mitfahrenden,

sitzenbleibenden Schulkindern ausgehändigt werden sollen, sie von jeglicher Schuld reinwaschend. Die Direktionen würden sich durch Verwirklichung dieses human gemeinten Vorschlags nicht nur des Unterzeichneten Wohlwollen, sondern vor allem die warme Sympathie sämtlicher straßenbahnfahrenmüssenden Jugendlichen erwerben, die dadurch zu restlosem Ausdrucke gebracht werden dürfte, daß Unterzeichneter die Letzterwähnten in den Ruf auszubrechen aufzufordern nicht verfehlen würde:

„Die verehrlichen Straßenbahn-Direktionen Deutschlands sollen leben hoch! – hoch!! – hoch!!!“

H. R.

*

Über nichts in der Welt

kann ich mich so toll ärgern wie darüber, daß mir kein Mensch glauben will, den Kopf *vornüber* zu neigen, sei das einzig wirksame Mittel gegen plötzlich auftretendes Nasenbluten.

Kein Mensch glaubt mir das.

Sie gewißlich auch nicht.

Drum sei wiederholt: wirst du von Nasenbluten befallen, so neige den Kopf *vornüber*, drücke das blutende Nasenlöchlein mit dem Daumen zu und rühre dich fünf Minuten nicht.

Du bist unter Garantie das Bluten los.

Ich spreche aus gründlicher Erfahrung.

Sobald ich mich nämlich ärgere, kriege ich Nasenbluten.

Mindestens achtmal am Tage hab ich welches.

Es ist im Nu gestillt, wenn ich den Kopf vornüber neige.

Glauben Sie mir's!

Ich sehe es Ihrer Nasenspitze an, daß Sie meinen Rat bezweifeln.

So bitte ich Sie flehentlich: Kommen Sie flink zu mir, wenn Ihre Nase zu bluten anfängt!

Sie werden sich instinktiv (obwohl dies ein Fremdwort ist) sträuben, den Kopf vornüber neigen zu sollen, und ich werde mich über Ihr Sträuben dermaßen ärgern, daß meine eigene Nase zu bluten loslegt; werde Ihnen alsdann sozusagen an Hand meiner Nase vorführen, daß sie binnen fünf Minuten zu bluten aufhört, wofern ich sie vornüber neige und mit dem Finger erstopfe.

Sollten Sie dann noch nicht von der Wirksamkeit meines Mittels überzeugt sein, werde ich es zum zweiten Male in Ihrer Gegenwart anwenden müssen; denn infolge des Ärgers über Ihre Halsstarrigkeit wird meine Nase auf der Stelle zu bluten fortfahren.

Daraufhin werden Sie mir ins Gesicht bestreiten, daß mein Mittel etwas tauge — sonst blutete ja die Nase nicht! —, und werden mich hohnlachend verlassen.

Also kommen Sie lieber nicht!

*

Das Strumpfband

Als wir in die Quinta aufrückten, stieß Josef Pampe zu uns.

Er war älter als wir, weil er bereits ein Jährchen in Quinta verweilt hatte. Nicht als ob es ihm dorten so übermäßig gefallen hätte! Er blieb wahrlich nicht aus freien Stücken sitzen.

Josef war ein Rüpel und veranstaltete in allen Pausen Keilereien nach (angeblich) urgermanischem Muster, bei denen es blaugrüne Brauschen und blutige Schrammen setzte.

Er selbst brach sich während der Zeit, wo er sich in unserer Mitte aufhielt, nacheinander beide Arme und beide Hände. Kein Wunder, daß er monatelang „fehlte".

In der Unterterz blieb er abermals sitzen.

Dann ging es glatt bis Obersekunda.

Als ihm aber der Sprung zur Unterprima ein zweites Mal mißlang, tat ihn Vater Pampe, der reiche Mühlenbesitzer, auf eine Privatschule, ihn solcherart unserem Gesichtskreis entziehend.

Wir blieben trotzdem nach Möglichkeit auf dem lau-

senden und sahen seiner gedeihlichen Entwicklung aus wohltuender Ferne zu.

Solange er unsere Klasse schmückte, war mit ihm nicht gut Kirschen essen gewesen, da er für Späße keinen Sinn besaß, hinter jedem harmlosen Witzchen einen Angriff auf seine werte Person argwöhnte und einem in die Magengegend zu boxen liebte, wo sich Gelegenheit dazu bot.

Auf der Presse vollzog sich ein Umschwung in ihm, insofern er sich Zurückhaltung auferlegte, spannhohe Stehkragen zur Schau trug und auch sonst bedacht war, sich wie ein Gigerl zu kleiden.

Daran trugen die Damen schuld, für die Josef zu schwärmen anhob. In dieser Beziehung stand er, traun, hinter uns Jüngeren zurück, die wir längst nach Herzenslust liebschaftelten, hatte hingegen die unbestrittene Meisterschaft im Fußballspiel voraus, welch edlem Sport er jede verfügbare Minute opferte.

Während des Winters, in dem wir für die Reifeprüfung büffelten, nahm er an einem Tanzstundenkursus teil und verliebte sich auf den Tod in ein dralles Fräulein, deren Vorfahren Spaniolen gewesen waren, und das trotz sächsisch verwaschenen Temperaments dünne Spuren südlicher Leidenschaft aufstrudeln ließ.

Dies Fräulein war uns allen traut durch die bewegten Schilderungen mehrerer Klassenbrüder, die an ihr kränkelten, und hieß Lo Ghiberti.

Sie muß dem starken Josef bald untreu geworden sein; denn einer von uns behauptete, auf Pampes Arbeitstisch eine Photographie der Lo stehen gesehen zu haben mit dessen eigenhändiger Unterschrift: „Fahr hin zum Orkus, Geruchlose!"

Als Pampe das Abitur baute, war er ein vollendeter Fatzke geworden mit erstklassigen Umgangsformen.

Nach bestandener Prüfung trat er hastdunichtgesehen in die frei schlagende Verbindung „Sinesinonia" und genoß das studentische Getümmel in gierigsten Zügen.

Das zweite Semester verbummelte er in einer thüringischen Universitätsstadt, wo er der Kartellverbindung seiner „Sinesinonia" alle Ehre machte.

Vom dritten Semester an bummelte er wieder daheim — als geborener Zweibändermann:

Oberflächlich, koddrig, selbstbewußt, tiptop angezogen, schmissig, keß, stets bereit anzurempeln und anzubandeln, die Ellbogen hart und das Handgelenk locker!

Als er im vierten Semester stund, hatte er noch keinen Streich gearbeitet, doch manchen ausgeheckt, hatte manchen Gang gefochten und manches ziere Jüngferlein entunschuldigt.

Als er im vierten Semester stund, war ihm ein elastischer Bierbauch gewachsen.

Als er im vierten Semester stund, verlobte er sich.

— — Der Himmel fügte es, daß Josef an dem

Taskenfeste der „Discordia" teilnahm, welches in
omphafter Aufmachung einen „Ball in den Dolomiten"
orstellte.

Unser Pampe drängelte sich mit der ihm eigenen Ge=
oandtheit in den Vorstandsausschuß — oder heißt es
lusschußvorstand? — und betätigte sich in hervorragen=
ier Weise an den Vorbereitungen zum Feste.

Dieses nahm einen glänzenden Verlauf.

Sämtliche Räume des Kaufmännischen Vereins=
hauses waren in malerische Alpenlandschaften umge=
wandelt worden, bei deren Anblick ein Kind der Natur
ohnmächtig hingesunken wäre.

Jedermann weiß, wie es auf einem Maskenballe zu=
geht. Wollte man es wahrheitsgemäß und ungeschminkt
aufzeichnen, so würde man ohnweigerlich vor Gericht ge=
schleppt werden wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften.

Es bleibe daher der Einbildungskraft meiner Leser
überlassen, sich einen farbensatten, naturalistischen Be=
griff zu machen.

Das Vereinshaus wimmelte von Deandln und Buam.

Auch an Kühen und anderem Herdengetier bestand
kein Mangel.

Was nun unseren Pampe anlangt, so hatte er von
Anbeginn eine Schöne mit Beschlag belegt, die ihm die
Schönste der Schönen deuchte, und der er nicht von der
Seite wich.

Sie war als Sennerin gekleidet, trug einen feschen Spitzenkragen um die sanft geschwungenen Schultern und eine mattgrüne Chrysantheme im schwarzen Haar.

Feurig blitzten die Augen unter der Maske hervor, welche zu Josefs Betrübnis das ganze Gesichtchen bedeckte.

Einen Tanz nach dem andern tanzte das Paar selbander, wobei der männliche Teil mit dem weiblichen sowohl in übertragener Bedeutung, indem er nach Namen, Herkunft, Alter und anderen wissenswerten Geheimnissen forschte, als auch in wörtlichem Sinne Fühlung zu nehmen erpicht war.

Die Sennerin gehabte sich gänzlich unspröde, wasmaßen es nicht verwunderlich ist, daß der balzende Seppl nach einer flott durchwalzten Stunde eine Unregelmäßigkeit in der Unterkleidung seiner Dame feststellen konnte. Allerdings nur gefühlsmäßig.

Der folgende Tanz war ein Tango.

Sie lächeln?

Sie bezweifeln, daß es ein Tango war, der getanzt wurde?

Sie sind mit Fug der Meinung, daß der Tango etwas ist, dessen sich sogar die entartete Viertelwelt brasilianischer Hafenstädte schämt; allein: der Tango ward Anno dazumal tatsächlich in deutschen Landen mit Leidenschaft ausgeübt, ob Sie es für glaublich halten oder nicht.

So übten ihn denn auch die Stadtbuam und die arvigen Deandln angesichts einer täuschend nachge- ahmten Ortlergruppe aus.

Und bei diesem Tanze geschah es, daß sich Pampe eine Gewißheit holte: das rechte Strumpfband seiner Partnerin saß nicht so, wie es ordnungsgemäß hätte sitzen müssen, es war vielmehr verwurschtelt.

Es war verwurschtelt!

Da kam der alte Adam in Pampe zum Durchbruch.

Anstand und gute Sitten, fahret wohl!

— — Um Mitternacht fand die Entmaskung statt.

Josef harrt und harrt auf die Rückkunft seiner Dame.

Keine Sennerin naht sich ihm.

„Sie hat mich versetzt!“ denkt Pampe und trabt durch Gänge und Säle, die Ungetreue zu erspähen.

Er sucht und sucht und findet nicht.

Er durchirrt das Vereinshaus vom Keller bis zum Boden. Er kriecht in jeden Winkel.

Die Sennerin ist verschwunden.

Ein alter Klassenkamerad, der gleichfalls dem Vergnügen beiwohnte, zottelte dem aufgeregten Pampe mehr neugierig als teilnahmevoll hinterdrein und fragt ihn schließlich, wen er so verzweifelt suche.

„Meine Dame, Menschenkind!“

„Die Ghiberti?“

„Was?“

„Die Ghiberti!“

„Wen?“

„Hast du Schießbaumwolle in den Ohren, oder weißt du wirklich nicht, mit wem du die ganze Zeit getanzt hast?“

Pampe steht idiotisch grienend da, gibt sich plötzlich einen Ruck und stiebt davon.

Die Lo, die Lo . . .

In einer Saallaube sieht er sie harmlos vor einem Stück Torte sitzen, bahnt sich einen Weg zu ihr, mustert sie und kommt zu dem unumstößlichen Ergebnis: sie ist es nicht.

Lo hatte zwar – wie alle Damen – ein Dirndlgewand an, trug jedoch weder Spitzenkragen noch eine Blume im Haar.

Um sich ganz und gar zu vergewissern und, weil er sowieso keine Dame mehr hat, begrüßt er die Lo, nimmt, dazu aufgefordert, neben ihr Platz und knüpft ein etwas steifleinenes Gespräch an.

Seit damals, wo er sie in den Orkus wünschte, hat er sie nie wieder gesprochen, ist aber angenehm von ihr enttäuscht und faßt den erneuten Beschluß, sich an der durchgebrannten Tänzerin zu rächen, indem er der Lo den Hof macht.

Tanzstunden-Erinnerungen werden lebendig.

Man taut auf.

Von nebenan, aus dem blauen Saale, weht Musik herüber.

Ein Tango lockt.

Er fordert sie auf.

Sie ist gewillt.

Man gleitet und schreitet nach der inbrünstigen Melodie.

Alle Menschen haben düster-starre Mienen.

Das muß man beim Tango.

Doch auf den Mündern der zwei Wiedervereinten lächelt es:

Das rechte Strumpfband der Lo ist verwurschtelt! (Dem Jüngling geht ein dicker Seifensieder auf.) — — Nach dem Tanze nestelt die Lo ihrem alten, neuen Galan eine mattgrüne Chrysantheme, die sie dem Täschchen entsteigen läßt, ins Knopfloch und schenkt ihm als Angedenken und Unterpfand künftiger Treue jenen bewußten Spitzenkragen.

Die Verlobung ist beschlossen . . .

Winkt dort nicht eine lauschige Koje?

Hinein!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Paar — und insbesondere Herr Seppl Pampe entschwindet hiermit unseren Blicken.

*

X und O

In einem Wirtshaus an der Lahn fügte es sich, daß zwei Herren, hinter je einem Seidel Bier sitzend, in das Gespräch gerieten.

Nach einstündigem Meinungsaustausch stellen sie sich höflich einander vor, begleichen ihre Zechen und brechen auf und davon.

Ach, und da tritt es zutage, daß der eine o-beinig und der andere x-beinig ist.

Der O-Beinige bricht in ein knallendes Gelächter aus: „Dunnerkiel, haben Sie aber ein Paar X-Beine!"

Der X-Beinige erwidert, indem er den ersten mit prüfendem Blicke mißt: „Ihre O-Beine sind auch nicht gerade zu verachten!"

„Was?" schreit das O, „was habe ich? O-Beine habe ich? – Das ist gut, das ist mir neu, das muß ich meiner Frau erzählen!"

„Die wird es wohl schon wissen."

„Was?"

„Daß Sie O-Beine haben."

„Ich hätte O-Beine? – Ich soll O-Beine haben? Sie sind nicht bei Trost!"

„Sie bilden sich doch nicht etwa ein, Sie hätten keine O-Beine? — Sie haben auffallende O-Beine! Ungeheuer auffallende O-Beine! — Ich habe noch niemals so ausgesprochene O-Beine gesehen . . ."

Hahahahahah . . . Sie sind gediegen! Sie können so bleiben! — Ich habe O-Beine! Ich soll O-Beine haben! Großartig! Großartig!!"

„Wenn auch nicht großartig, so doch ganz respektabel. Über Ihre O-Beine besteht kein Zweifel. Wenn Sie mir nicht Glauben schenken und selbst mangelhaft unterrichtet sind über Ihr Beinwerk, so fragen Sie den ersten besten Menschen, den wir treffen."

„Ich lasse es darauf ankommen."

Ein Mann taucht vor den beiden auf.

Es ist der Studienrat Paul Brand, Professor der griechischen Sprache.

Das X stürzt auf den Studienrat zu und weist mit dem Finger auf das zurückgebliebene O: „Sie, Herr Nachbar, sagen Sie: hat der da hinten O-Beine oder nicht?"

Der Studienrat, in steter Bange vor Verulkungen, greift an seinen Hut und sagt: „Studienrat Brand — incendium — πῦρ — mechte man sagen."

„Nein!" ruft das X, „ob der da hinten O-Beine hat!?"

„Mein Herr," erwidert der Professor sehr gemessen,

„mir scheint, Sie sind fehl am Orte — mein Name ist Brand, mechte man sagen."

„Aber, Herr Nachbar, das will ich ja gar nicht wissen! Ich will bloß wissen, ob der da hinten O-Beine hat."

Das O ist unterdessen herangekommen. Es grunzt das X wütend an: „Wie kommen Sie mit Ihren X-Beinen überhaupt dazu, mir meine O-Beine vorzuwerfen, ja?"

„Ich habe festgestellt, daß Sie O-Beine haben. Vorgeworfen habe ich Ihnen nichts. Aber Sie haben mich ausgelacht wegen meiner X-Beine."

Das Gespräch flutet zwischen dem X und O hin und zurück, und der Studienrat ist überflüssig.

Er geht seiner Straße weiter und murmelt gewichtige Worte in seinen Vollbart ...

„Wer hat überhaupt die Rede auf die Beine gebracht, Sie oder ich?" empört sich das X.

„Sie natürlich."

„So? — Und wer hat behauptet, ich hätte X-Beine? He??"

„Ja, haben Sie vielleicht keine X-Beine?"

„Freilich hab ich X-Beine, das weiß ich sehr wohl ..."

„Ja, was wollen Sie denn dann überhaupt von mir?"

„Ich will gar nichts von Ihnen. Ich will bloß das eine: Sie sollen einsehen, daß ich, der ich mir meiner

X=Beine bewußt bin, das Recht hätte, über Ihre O=Beine zu lachen — und zwar deshalb, weil ich imstande bin, auch über meine eigenen Beine, die, wie ich ganz bestimmt weiß, eine X=Form haben, zu lachen, obwohl ich eher darüber heulen möchte, aber das geht Sie nichts an, gar nichts, das mache ich mit mir ganz allein aus, das werden wir schon sehen, verstanden, — daß aber Sie nicht das Recht haben, meine X=Beine zu bespötteln, Sie nicht, wo Sie Ihre eigenen O=Beine nicht einmal eingestehen wollen ...“

„Oho, oho!“

„Was denn, was haben Sie denn?“

„Ich will Ihnen was sagen, Sie: Sie sind ein ganz unverschämter Patron, Sie, und meine O=Beine, auf die bin ich stolz, die gehören mir ganz alleine, verstehen Sie, die gehen Sie einen Schmarren an, und lachen tue ich, über was ich will, Sie x=beiniges Gestell, Sie!“

— — Der X=Beinige macht dem Gespräch ein jähes Ende, indem er dem O=Beinigen den Rücken kehrt und nach allen Seiten hin auseinandergeht.

*

Der Dicke, der Dünne und der ganz Dicke

In den Zeitungen prahlten Inserate und wieder Inserate von der unübertrefflichen Wirkung des neuesten Mittels gegen Korpulenz. — So sah ich vor Gebrauch aus und so — menschlich-schlank — nach viermonatiger Kur.

Der Suggestion des Antikorpulenzmittelinserates vermochte sich nicht zu entziehen der dicke Seybold, Reisender der Firma J. B. Bürenschleim und Söhne Nachfolger.

Er ging mit sich zu Rate und kam mit ebendemselben überein, für vierundzwanzig Mark drei Flaschen des Antikorpulenzmittels zu beschaffen. Hinweg mit dem lästigen Fett für vierundzwanzig Mark!

Seybold trat den Weg zur Apotheke an.

Unterwegs stieg ihm der zaunrackerdürre Schottmann in die Quere, Kegelklubgenosse und Spezi.

Seybold teilt ihm mit, was er willens ist zu tun, und fährt vertraulich fort: „Lieber Karl, tu mir den einzigen Gefallen — — ich schäme mich nämlich, offen gestanden — — tu mir den einzigen Gefallen und hole du mir das Zeug aus der Apotheke. Wenn ich es ver-

lange . . . die in der Apotheke lachen sich ja eins, wenn sie mich sehen . . ."

Seybold ist ein Monstrum.

Schottmann krault sich den Bart: „Ich will dir was sagen: wenn ich in der Apotheke ein Mittel für eine Entfettungskur verlange — — Mensch, da feixen sie doch erst recht! — Nee, ich kann unmöglich gehn." — —

Seybold einigt sich mit Schottmann: sie gehen gemeinsam.

Der dicke Seybold und der dünne Schottmann begeben sich in die nächste Apotheke und verlangen das bewußte Mittel zur Entfettungskur.

Der Apotheker, der hinter einem Pult hervorkraucht, du mein Schreck! — ist mindestens noch einmal so dick wie Seybold. Er sieht aus, als habe er zu Mittag den Inhalt dreier homöopathischer Apotheken aufgefressen. (Was in homöopathischen Apotheken feilgehalten wird, tut niemand etwas zuleide!)

Man male sich die Gesichter der drei Menschen: des dicken Seybold, sowie des dünnen Schottmann, die ein Mittel gegen Fettleibigkeit begehren, und des ganz dicken Apothekers, der mit Mitteln gegen Fettleibigkeit handelt. —

Seybold fragt sich, ob der fette Apotheker sich schon einer Entfettungskur mit dem bewußten Mittel unterzieht, oder ob noch nicht, und falls noch nicht, warum

nicht, und falls doch, warum mit so wenig ersichtlichem Erfolge, und seit wann, und, falls seit langem, wie fett er eigentlich zu Beginn der Kur gewesen sein muß.

Schottmann fragt sich, warum der fette Apotheker keine Entfettungskur macht, wo ihm doch das Mittel dazu so gut wie nichts kostet, — und, falls er doch eine macht, warum diese Kur nicht anschlägt. Schottmann hat angesichts des ganz Dicken das Gefühl: das neue Mittel taugt nichts.

Der fette Apotheker fragt sich, ob eigentlich der Dicke oder der Dünne die Entfettungskur machen will, oder ob beide gemeinsam, um das Mittel auszuprobieren. Dem Dicken kann er die Kur unbedingt empfehlen — — dem Dünnen dagegen auch!

Seybold und Schottmann kaufen in Anbetracht der Verhältnisse eine einzige Flasche des neuen Mittels.

Die kostet acht Mark.

Für das Geld hätten sie grad so gut eine Pulle Schnaps kaufen können.

— — Um die Wahrheit zu verraten: — die Welt ist rund, rund zum Kullern — der fette Apotheker macht seit sieben Wochen eine Entfettungskur mit dem neuen Mittel. Um es zu erproben. Es schmeckt ausgezeichnet, herrlich, prachtvoll, delikat. — Er hat dabei vierzig Pfund zugenommen, der Apotheker.

Wohl bekomm's, Herr Seybold!

Die drei Dummen

Ich kenne einen Menschen, der heißt Strempel, und der ist ziemlich dumm. Ich will nicht sagen beschränkt, aber er ist beschränkt, er ist unleugbar beschränkt.

Dieser Strempel ist dermaßen dumm, daß man, kennt man ihn, spricht man mit ihm, versucht ist, an die eigne gefurchte Stirn zu greifen und zu fragen: „Allah, ist der Mensch so dumm, oder stellt der sich so dumm?“

Ehrenwort: Strempel ist redlich dumm. Er ist in solchem Ausmaße *) dumm, daß einem . . . daß einem die Tränen in die Augen treten.

Aber so dumm ist Strempel nun doch nicht, daß er nicht dumpf fühlte, daß er dumm ist! Er ist sich seines Dummseins leise und von fernher bewußt.

Also ganz dumm ist er nicht! Sonst wüßte er ja nicht, daß er dumm ist!!

Die wahrhaft Dummen wissen nämlich nicht, daß sie dumm sind. — Das ruht im Wesen der Dummheit. — Nicht wissen, daß man dumm ist, — da setzt die unverfälschte, chemisch reine Dummheit erst ein! —

*) Vor diesem neuesten Modeworte warne ich hierdurch!

Die unwissentlich Dummen sind so dumm, daß sie es nicht merken.

Um auf den Strempel zurückzukommen, so bin ich felsenfest überzeugt, daß er sich für Wunder wie gescheit halten würde, wenn er einen Schimmer dümmer wäre.

Er ist indessen undumm genug, sein Dummsein kümmerlich zu empfinden und das Bedürfnis zu haben, ein Hehl daraus zu machen.

Was tut er? Er stellt sich — um nicht als dumm zu gelten — absichtlich dumm. Er stellt sich dümmer, als er in Wahrheit ist. Er bemäntelt sein Dummsein mit Dummsein, dergestalt, daß man hin und wieder im unklaren schwimmt, ob er tatsächlich so dumm ist, wie er ist, oder ob er sich bloß verstellt.

Es hat lange gewährt, bis ich hinter seinen Trick gekommen bin.

Ich selbst bin ja gewiß nicht auf den Kopf gefallen, aber so regelrecht gescheit bin ich leider auch nicht.

Mich hält Strempel für dumm.

Wäre er gescheiter, als er ist, — oder besser: wäre er weniger dumm, so würde er mich wahrscheinlich für leidlich gescheit halten. Daran zweifele ich nicht.

Dieser Strempel ist ein Typus. Er ist kein Stehauf, sondern ein Fall-nicht-um.

So oft ich mit Strempel zusammen bin, stelle ich mich wohlüberlegterweise dumm, damit er sich nicht

durch mein Gescheiter-sein gekränkt fühlt und den Verkehr mit mir abbricht.

Mit Gescheiten verkehrt er nämlich gar nicht gern.

Deshalb stelle ich mich gerade so dumm, wie Strempel wirklich ist.

Strempel hinwiederum stellt sich dümmer, als er ist.

Das ist verzwickt. Es heißt gehörig aufpassen; denn ich muß darauf gefaßt sein, daß Strempel meinen Betrug entdeckt und somit sich selbst enthüllt sieht.

Eingestehen muß ich, daß es mir etliche Male nicht glücken wollte, mich noch dümmer zu stellen, als sich Strempel stellte, — — es ging einfach nicht! — —, und da sah er mich recht eckig an. Er witterte Lunte.

Davon, daß ich auf seinen Schlich gekommen bin und mich — genau wie er — dümmer stelle, als ich bin, davon hat er jedoch keinen Dunst.

Seine Methode wendet Strempel in allen Fällen an und bei jedermann — es sei, wer es sei.

Er hat es ausprobiert, daß sich die Mehrzahl der Menschen täuschen läßt. Er kommt sich sehr, sehr gescheit vor.

Die meisten fallen auf seine Kunst hinein und vermeinen, die Larve sei das Gesicht. Sie fühlen sich veralbert und nicht für voll genommen; sie halten den Strempel für einen ungemein durchtriebenen Burschen.

Das ist er auch – bis zu einem bestimmten Grade. Aber doch lediglich aus Notwehr, aus Scham, aus Eitelkeit, aus Dummheit.

Er teilt alle Menschen, die er kennt, in Dumme ein und Gescheite. – Er, der Dumme, der sich gescheit dünkt!

Die Dummen, das sind die, welche sich von ihm hinters Licht führen lassen und sein echtes Dummsein für gemacht und ihn selber für einen verschrobenen Kauz halten.

Die Gescheiten sind alle diejenigen, die irre zu führen ihm mißlingt. Er meidet ihren Verkehr.

Leider vermag er die beiden Gruppen nicht zu unterscheiden.

Daß er selbst von jemand betrogen werden könnte, das nimmt Strempel nicht an. Da ist er zu dumm. Dazu hält er sich für viel zu gescheit.

Im Grunde genommen ist er ein beschränkter Mensch.

Und seine Beschränktheit nimmt von Tag zu Tag zu!

Durch das unaufhörliche Sichdümmerstellen ist Strempel so verdummt, daß ihm der vorgespiegelte Dummheits-Stand als echt und ursprünglich erscheint, und daß er seinen Stolz darein setzt, so dumm zu sein, wie er sich stellt. –

Das war Strempel.

— — —

Ritter.

Ritter ist weitaus beschränkter als Strempel.

Ist Strempel ein Fall-nicht-um, so ist Ritter ein Steh-nie-wieder-auf.

Ist Strempel schlecht und recht dumm, so ist Ritter unbarmherzig dumm, mordsdumm, um nicht zu sagen *sackdumm*.

Ritter ist *so* dumm, daß er den Strempel als den gescheitesten Menschen auf Gottes Erdboden verehrt.

Ritter *verehrt* den Strempel!

Ich lüge nicht.

Und weil Ritter ihn verehrt, so hält Strempel den Ritter für gescheit.

Dies fußt auf Gegenseitigkeit.

Die beiden Dummen schätzen und achten einander ihrer ungeheuren Gescheitheit halber.

Es ist *zu* dumm!

— — —

Der dritte Dumme im Bunde ist Anton Knallhorn.

Knallhorns Dummheit verhält sich zu Ritters Dummheit etwa wie Schwefelsäure zu Lilienmilch.

Knallhorns Dummheit hat etwas Geniales.

Knallhorn ist dumm wie Sirup. Wie Sirup! Er ist derart beschränkt, daß er den Ritter als gescheiten Menschen seines Umgangs würdigt, den Strempel hingegen wegen seiner abgrundtiefen Borniertheit verachtet.

— — —

Ritter ist der Meinung, Knallhorn sei ein ganz aufgeweckter Kerl.

Strempel seinerseits verspottet den Knallhorn als Blödian.

Das ist ein sonderbares Verhältnis der drei Dummen zueinander:

Der Dümmste hält den am wenigsten Dummen für borniert, den Zweitdümmsten für gescheit und sich selbst für *ganz* gescheit.

Der Zweitdümmste hält sich selbst für *sehr* gescheit und schätzt den Dümmsten als gescheiten Mann grad so hoch wie den am wenigsten Dummen.

Der am wenigsten Dumme hält sich selbst für gescheit, verachtet den Dümmsten als Idioten und sieht den Zweitdümmsten als einen gescheiten Mann an.

— — —

Strempel ist dumm.

Ritter ist dümmer als Strempel.

Und Knallhorn ist noch dümmer als Ritter.

— — —

So ist es in der Welt: Was auf einem Kehrichthaufen steht, bildet sich einen Stiefel ein. Denkt, es sei erhöht, und blickt verachtungsvoll auf das hinab, was unterhalb liegt. — Es ist nicht viel, was unterhalb liegt, aber es reicht aus, das Bewußtsein des Erhöhtseins hervorzurufen.

Was auf einem Kirchturme steht, sieht vielerlei unterhalb liegen. Es sieht armselige Kehrichthaufen und ähnliche Dinge. Stolz gebläht wie ein Wetterhahn, der's Wetter macht, wie er Lust hat, kommt es sich großartig für.

Was auf hohem Berge steht, liebt das Tal und liebt die Wolken, räumt dem Kehricht seine Existenzberechtigung ein und bemerkt schmunzelnd den putzigen Wetterhahn sich drehen. Es sieht mancherlei unterhalb liegen, aber es bespöttelt es nicht und achtet es nicht gering. Es ist ja selbst nicht viel. Angesichts der Sonne und der Wolken und des Himmels. — Um den Himmel begreifen zu wollen, muß man den Kehrichthaufen begreifen können, begriffen haben.

— — —

Die Dummen stehen alle miteinander auf Kehrichthäufchen. Der eine Kehrichthaufen ist größer und höher als der andere, aber Kehrichthaufen sind es doch.

Bezeichnen wir Knallhorn mit 1, so ist Ritter eine 2 und Strempel die 3.

Vom Standpunkt des Turmhahnes sind sie alle drei Nullen, große, dicke Nullen.

Der Knallhorn steht auf seinem armseligen Misthäufchen wie auf einem hohen Berge. Es geht ihm gut. Er sieht nur die Einsen in der Welt — seinesgleichen. Und die Nullen: die Weiber. — Die Zweien, mit denen er's zu tun kriegt, und die Dreien, die reduziert er auf

Einsen. Er ist sich selbst der Maßstab. – Von der 2 aufwärts wird ihm das Reduzieren sauer. Was über die 2 hinausragt, das ist für ihn Luft oder Feind oder Idiot.

Ritter ist für sein Teil davon durchdrungen, ein tüchtiger, brauchbarer Mensch zu sein, der es in der Welt vorwärts bringt. Er ist mit sich zufrieden. Es geht ihm gut. Er weiß nicht, daß er bloß eine 2 ist; er weiß nicht, daß es Menschen gibt, die nicht *sich in der Welt*, sondern *die Welt in sich* „vorwärts bringen" wollen. – Das Einzige, was Ritter weiß, ist: Daß unter ihm Nullen sind, lauter Nullen.

Strempel schließlich ist den beiden entschieden über. Er ist so wenig Null, daß er sich aus freien Stücken auf eine 1 herabmindert, um als mehr denn eine 3 zu gelten. Er verblüfft damit freilich niemand außer Einsen und Zweien.

– – –

Was würden die 1, die 2 und die 3 beginnen, wenn ihnen die Augen aufgingen, daß es 100 gibt und gar 1000!

Glückliche Einstellige!!

*

Zoologisches

1. Ich bin irre geworden an dem, was mir die Lehrer eingebläut haben. Es ist alles Lug und Trug.

2. Der Krebs geht gar nicht rückwärts.

Der einwandfreieste Zoologe, den es gibt auf Erden, hat mir's geoffenbart.

Der Krebs geht gar nicht rückwärts!

Auch frißt er, obwohl man es oft zu hören gekriegt hat, kein Aas. Er denkt nicht dran!

3. Der Ausdruck „Rabenmutter" ist Unfug. Denn, und das habe ich persönlich ausdauernd und eingehend beobachtet, die Rabenmütter sind die Zärtlichkeit selbst. Sie sind geradezu erschütternd liebevoll!

Dagegen die Häsinnen sind Rabenmütter; die kümmern sich den Teufel um ihre Jungen.

4. Der Vogel Strauß ist Quatsch.

Er steckt gar nicht den Kopf in den Sand. So hirnverbrannt ist er keineswegs.

Er steckt nicht den Kopf in den Sand, sondern er reißt aus.

Der Ausdruck „Straußenpolitik" ist demzufolge als verfehlt anzusehen und als solcher zu streichen.

5. Hunde, die bellen, beißen nicht.

Oho, mein Lieber!

Ich liege schwerkrank darnieder: Eine Bißwunde, so groß wie der Kopf meines Zoologie-Lehrers. Und gebellt hat der Köter, das war schon nimmer schön!

Hunde, die bellen, können grausam beißen!

6. Der Storch bringt gar keine Kinder nicht.

Das ist erstunken. Die pure Erfindung.

Ich habe das letzte Vierteljahr lang eine Schar Störche Tag für Tag beobachtet.

Kinder?

Nicht die Spur!

7. Das Kamel mit seinem mysteriösen Magen ist ebenfalls Quatsch.

Nicht wahr, man schneidet den Magen auf, und schon plätschert das Wasser, auf daß man nicht vollends verschmachte?

Das Kamel wird euch eins husten, ihr Wüstenfahrer!

Im Kamelmagen schaut's akkurat so aus wie in jedem anderen Magen. Nämlich unerfreulich. Von Wasser nichts zu gespüren!

Vierunddreißig — sage und schreibe vierunddreißig Wünschelruten habe ich an eine Karawane von Kamelen

gehalten. Die Rute wies genau nach dem Nordpol, der entgegengesetzten Richtung.

8. Der Esel schreit angeblich Y-a oder Jah oder Yah oder so.

Das ist böswillige Verleumdung.

Es gibt auf der Welt keinen Esel, der Yah schriee.

Auch sind Esel gar keine Esel, sondern sehr schlau.

9. Der Kuckuck heißt Kuckuck, weil er Kuckuck ruft.

Gut. Aber die Kuckucke in Polen – wenigstens jene, die ich zu hören das Vergnügen hatte – riefen allesamt „Kuckuckuck"!

Ich hoffe, es war dies kein Defekt wie das notorische Stottern.

Im Falle der Verneinung stehe ich nicht an, die polnischen Kuckucke für Kuckuckucke zu erklären.

10. Katzen sind nicht falsch.

Kein Mensch wird das glauben wollen – – diejenigen ausgenommen, die sich mit Katzen freundlich abgegeben haben.

Daß Katzen falsch seien, ist die grimmigste Falsch-Psychologie, die man sich denken kann.

Katzen sind anhänglicher, gescheiter, treuer, appetitlicher, zarter und dankbarer als Hunde. Auch müssen sie nicht fortwährend von Laterne zu Laterne oder von Eckstein zu Eckstein geführt werden.

Katzen sind sauber, aber nicht falsch.

Sie sind lediglich zu denen falsch, die — in der vorgefaßten Meinung, Katzen seien falsch — sie als falsche, nämlich falsch behandeln.

Katzen sind bloß schrecklich scheu, falsch sind sie nicht.

11. Hunde sind nicht treu.

Daß sie dem Menschen „treu" sind, das ist Egoismus und alles mögliche andere. Ihrer Hundemadam sind sie durchaus untreu.

Wenn ein Mensch immerfort dieselbe Marke Zigarren raucht, ist er doch nicht treu, wie?

Treue gilt nur unter Gleichartigem.

12. Der Mensch ist ein Hornvieh. Aber das lernt man nicht in der Schule, sondern erst später, wenn man zum Beispiel seine Meinungen über Tiere stichweise prüft.

*

Der Weg

Vom Holzschlag fährt ein Wagen vierspännig hinab zum Wasser. Erst ist der Weg sandig, bis zum Dorfe. Dann wird er besser, aber das letzte Stück zieht sich durch sumpfiges Gelände, und die Räder sinken tief ein in Morast. Gestern hat es geregnet, und die Wiesen am Flusse stehen unter Wasser. Die Pferde haben nichts zu lachen.

An trockenen Tagen ist der obere Teil des Weges beschwerlicher. Der Sand ist fein wie in den Dünen, und es geht bergauf und bergab.

Der Weg wird viel benutzt. An die zweihundert Stämme werden tagtäglich zum Wasser geschleppt.

Der Fuhrmann flucht. Die Gäule kommen herunter.

Es ist die höchste Zeit, daß der Weg ausgebessert wird. Zu drei Fünfteln ist er schlecht, zu einem Fünftel leidlich, zu einem Fünftel geradezu unter aller Würde.

Die schlimmsten Stellen werden durch Knüppeldämme wegsam gemacht.

Mit anderen Worten: das fünfte Fünftel wird zum besten.

Dann werden die schlechten Stellen durch Aufschütten

von Kies instand gebracht — — die drei Fünftel können sich sehen lassen.

Das ehemals leidliche Fünftel — die Dorfstraße — ist nunmehr das schlechteste.

Auch die Dorfstraße ist verbesserungsbedürftig.

Und seltsam: seit einmal angefangen worden ist zu reparieren, reißen die Arbeiten an dem Wege nimmer ab. Es gibt alle Nasen lang zu bauen, und die Ansprüche an die Beschaffenheit des Weges steigen.

Brücken werden angelegt, Dampfwalzen tun das Ihrige, die provisorischen Knüppeldämme werden von Grund auf neu geführt, hier schachtet man aus, dort füllt man auf — — —

Der Weg ist vergleichbar dem menschlichen Leben.

Drum laß es, wie es ist, und sei vergnügt und guter Dinge.

*

Reklame, Reklame

Eine Groteske

Der Wald wird immer finsterer. Brombeergestrüpp ballt sich, Farne wuchern. Wurzeln verstricken sich wie das Gedärm urweltlicher Riesen. Ich setze mich auf einen Felsblock und zünde mir eine Zigarre an. Der Mücken wegen.

Ich rauche und spintisiere. Es raschelt, ah, oh, mein Schreck, und vor mir steht ein wunderholdes Mädchen — auch Maid genannt — und lächelt mich liebreich an. Ich stelle mich geistesgegenwärtig vor.

Sie öffnet den Mund und spricht: „Sehr angenehm. — Erhebe dich und folge mir nach."

Ich folge ihr. Die Gräser neigen sich, die Äste schlagen auseinander, das Moos bildet einen Läufer, der Wald lichtet sich, und meine Zigarre ist ausgegangen. Die Fei schreitet vor mir her. Sie hat einen Gang wie eine Boje in „Hilligenlei", und es kostet mich Schweiß, mir nicht einheizen zu lassen.

Der Wald liegt hinter uns; wir wandern auf einer breiten Straße, die von grünen, domhohen Pappelbäumen gesäumt ist. Die Pappeln nehmen eine violette

Färbung an, die Pappeln werden düster und düsterer, die Pappeln ragen schwarz in den Himmel.

Vor uns liegt ein schwarzer Palast und schweigt uns an. Eine Pforte öffnet sich. Das Mädchen löst sich in Wohlgefallen und zerrinnt. Ich stehe allein.

Zaghaft betrete ich die Halle. Kein Fenster, nichts. Kahle, düstere Wände. Die hintere Wand springt auf: ein zweiter Raum gähnt. Ich trete hinein. Er ist wie der erste: kahl, düster, fensterlos. Die Hinterwand springt auf: ein dritter Raum liegt vor mir. Er ist wie der erste, wie der zweite. Ich trete hinein. Die Rückwand rauscht hoch: ein vierter Raum liegt vor mir.

Ich schreite nacheinander durch achtundzwanzig Räume, deren jeder dem ersten gleicht. Im letzten Raume stehe ich und höre meinen Herzschlag als Echo widerschallen. Ein veilchenblauer Schmetterling gaukelt auf mich zu, läßt sich nieder auf meinen Fuß und hebt an:

„Rufe dreimal Aglabistoi und zähle langsam bis neunundzwanzig."

Ich rufe dreimal Aglabistoi und zähle langsam bis neunundzwanzig. Kaum habe ich die Zahl neunundzwanzig ausgesprochen, so schlurfen prozessionsweise neunundzwanzig Paar Sandalen in den Raum und stellen sich im Halbkreis vor mir auf. Große und kleine, zierliche und plumpe.

„Sie harren deiner Befehle“ – spricht der Schmetterling. „Heiße sie, ihre Herren holen.“

Ich heiße die Sandalen ihre Herren holen. Die Sandalen schlurfen hinweg, und ich bin allein mit dem Schmetterling. Mir ist ungemütlich.

Trippeltrappel — trippeltrappel — trippeltrappel — — die Sandalen kehren wieder — — sie treten auf, daß es hallt — — in jedem Paar stecken ein Paar nackte Füße. Die Sandalen mit den Füßen ordnen sich halbkreisförmig um mich und warten meines Winks.

Ich wende mich dem Schmetterlinge zu — — der sagt: „Dies sind deine Knechte. Sie sind dir zu eigen. Befiehl ihnen, was du für gut findest.“

„Nein, Schmetterling,“ erwidere ich, „das ist sprachlich falsch. Es muß heißen: für gut hältst — — oder: gut findest.“

„Ach, das ist belanglos,“ meint der Schmetterling.

„Durchaus nicht, Verehrter,“ gebe ich zurück. Der Schmetterling, um allen „Weiterungen“ aus dem Wege zu gehen, entflattert.

— — Ich stehe da mit meiner deutschen Sprache und meiner kaltgewordenen Zigarre und den achtundfünfzig mir leibeigenen Sandalen. Die Zigarre zünde ich an und verlasse den Raum und wandere durch die achtundzwanzig Gemächer zurück, wie ich gekommen bin. Wand öffnet sich auf Wand, und ich stehe im Freien.

Der Abend ist hereingebrochen. Die neunundzwanzig Paar Sandalen sind mir auf dem Fuße gefolgt und harren gehorsam. Ich beratschlage. Was tue ich mit neunundzwanzig Paar Sandalen?

Was tue ich mit neunundzwanzig Paar Sandalen??

— — —

„Schafft eine Kiste mir herbei," so rufe ich und klatsche in die Hände.

Die Sandalen tummeln sich und bald steht eine Kiste vor mir, groß und räumig.

„Nun eine Flugmaschine!" befehle ich. Ein Dutzenddecker wird von den Sandalen herzugeschleppt.

„Marsch in die Kiste!" schallt mein Kommando. Die Sandalen schlüpfen in die Kiste hinein.

Ich lade die Kiste auf das Flugzeug und gehe hoch. Wir fahren durch die Nacht.

In sanftem Gleitflug lasse ich mich nieder auf die schöne Stadt Berlin. Und in Berlin — — — beginne ich eine sonderbare Tätigkeit.

Ich befehle meinen Sandalen, auf den Sohlen in Spiegelschrift gewisse Wörter zu bilden, die phosphoreszieren.

— — —

Allnächtlich, wenn Berlin in Dunkel liegt, streifen meine neunundzwanzig Paar Sandalen straßenauf und straßenab und hinterlassen feurige Schriften da, wo sie traten.

Auf **allen** Bürgersteigen, Plätzen, auf dem Asphalt und **in den dunklen** Gängen des Tiergartens phosphoreszieren **meiner** Sandalen Spuren:

FLEISCHIN – so leuchtet's durch die Nacht – SEIFENPULVOL, ZIGARETTROSAN, SCHMALZONA und BENZINIT.

*

Ehrenberg und Simson

(1)

Im Parke einer mitteldeutschen Großstadt hat sich dies zugetragen:

Ein Mensch, dem das Leben bis über den Kopf stand, stürzte sich in den Teich.

Schwimmen konnte er nicht, er sank unter.

Dieser Mensch heißt Ehrenberg.

Ein anderer, namens Simson, turnte hinterdrein und angelte den Sichselbstmörder heraus.

Kaum war Ehrenberg zu sich gekommen, so packte ihn ohnmächtige Wut, und er schmiß seinen Retter in das Wasser.

Dabei verlor er das Gleichgewicht und plumpste zum zweiten Male in den Teich.

Die inzwischen herbeigeströmte Menschenmenge hörte ihn deutlich „Gottseidank!" rufen.

Simson hatte sich bald in Sicherheit gebracht und verfolgte gleichfalls vom Ufer aus die Bemühungen Ehrenbergs, sich zu ertränken.

Simson, ein weiches Herz, holte den zielbewußten Sichselbstmörder abermals aus dem Wasser.

Dies gelang ihm nach hartem Kampfe; denn Ehrenberg setzte sich verzweifelt zur Wehr.

Beide wurden in ein Rettungs-Automobil verstaut und in das Krankenhaus gefahren.

Wiederhergestellt, ersäufte sich Ehrenberg definitiv.

Simson, dadurch zuinnerst erschüttert, folgte ihm nach.

(2)

Er durfte in den Himmel, Abteilung für ethisch vollwertige Entleibte.

Dortselbst lief er dem Ehrenberg in die Quere.

Flugs beschwerte er sich bei Petrus, die ethische Vollwertigkeit jenes Herrn stark bezweifelnd.

Petrus wollte sich nicht hineinmischen und wich diplomatisch aus.

Da wurde Simson derartig rabiat, daß Petrus ihn kurzerhand zum Teufel jagte.

Ehrenberg langte auch bald in der Hölle an. Er hatte mit Petrus wegen der ethischen Vollwertigkeit Simsons einen lärmenden Auftritt gehabt und war in Ungnaden entlassen, verstoßen worden.

Jetzt vertreiben sich die zwei ihre Zeit im Gefilde der unseligen Seligen damit, daß sie sich abwechselnd ins Fegefeuer stürzen und wieder herausfischen.

Es soll dies ein kurzweiliges Spiel sein.

*

Schinderhannes

Eine Groteske

Bei Nacht und Nebel stieg Schinderhannes in der Herberge zum blutigen Augapfel ab.

Die Tochter des Schankwirtes plinkte ihm, da er vom Rosse stieg, satanisch zu und girrte.

Schinderhannes achtete ihrer kaum. Er trat — breitschulterig und muskelprall — ein ins Haus; ließ sich ein Zimmer weisen und zog sich zurück.

— Er hatte im Forste auf einen Wucherer geschossen, auf den Juden Hirsch.

Ein Schinderhannes schießt nicht mit Platzpatronen.

Ein Schinderhannes schießt mit Vogeldunst.

Damit hatte er den Kapital-Hirsch nicht zur Strecke gebracht — — — der Hirsch wollte mit einem Knüttel erschlagen sein.

Schinderhannes, Mörder von Profession und gewohnt, vorm Letzten nicht zurückzuschrecken, hatte dem Juden das Fell erst gegerbt und sodann über die Ohren gezogen — — die gespickte Reisekatze ward unter den Arm geklemmt . . .

... Schinderhannes verriegelte die Tür und leerte die Hirschkatze.

Schönes, blankes Gold, das.

Aber es freute ihn ganz wenig.

Was ihn freute, war: daß der Hirsch sein wucherisches Leben hatte hergeben müssen.

Schinderhannes streckte sich aufs Bett und merkte auf das Rauschen seiner Gedanken.

Sein Herz polkte wie ein Dampfhammer.

Gealtert war er und nervös geworden — — reif fürs Sanatorium.

Noch durfte er zwar ein schöner Mann geheißen werden, ragend und sehnig und schwarzbärtig, wie er war; aber im Innern fraßen die Würmer der Neurasthenie.

Das wirkt das Mordhandwerk.

... Die größten Kleinigkeiten konnten ihn aufpeitschen zur besinnungslosen Aufgeregtheit.

Oh, die Ermordung des Juden ließ ihn kalt; doch, daß der Jude mit letztem Todesseufzer geröchelt hatte:

„Zerspring!" — —,

das war ihm in das Nervengeflecht gefahren.

Er ärgerte sich über den blöden Ausdruck: „Zerspring!"

Er zersprang nicht, aber er war nahe daran.

Zerspring! ...

— — — Im Nebenzimmer — die Zimmer hatten

papierdünne Wände — im Nebenzimmer unterhielten sich zwei Menschen.

„Zerspringt!" dachte Schinderhannes.

Er horchte und schnappte Brocken der Unterhaltung auf.

Der eine sagte: „Aber d a s ist aber fein!"

Deutlich und klar sagte der Mensch: „Aber d a s ist aber fein!" Zweimal aber.

Schinderhannes dachte: „Zerspring!"

Ferner verstand er: „Das muß wie der Blitz gehn muß das gehn!!"

... !!! was war das für ein Scheusal, das also sprach?

„Das ist mir ganz egal ist mir das," tönte es herüber.

Schinderhannes sog die Redensarten auf, deren der eine der beiden Menschen sich bediente, und schürte seinen Haß mit ihnen. Er sah den Kerl vor sich, dumm und deppenhaft.

Schon wieder erklang es: „Aber d a s ist aber fein!"

„Aber das ist aber ekelhaft!" dachte Schinderhannes und war giftig über die Sprechweise jenes Menschen.

Die Stimme im Nebenzimmer sagte: „Ja. Das möchte ich konstatieren."

Schinderhannes dachte: „So ein Blödsinn. Konstatieren kommt von constat. Constat heißt: Es steht fest. Folglich heißt konstatieren: es steht feststellen. — Und das ist eine Gemeinheit gegen die deutsche Sprache. Der Kerl vergewaltigt sie. Ich will's ihm anstreichen."

Aber er kam nicht dazu. Er war hundsmüde. Und schlief ein.

Böse Träume durchquirlten sein Hirn und jagten ihn schreckhaft umeinand.

Er wachte zu zwei Dritteln auf und wälzte sich stöhnend.

Er hatte keine Stunde geruht.

... Aus dem Nebenzimmer drang das Geplätscher der Unterhaltung nach wie vor herüber. Es hatte sich nichts geändert. Es waren dieselben Stimmen.

„Zerspringt!" dachte Schinderhannes und horchte.

Das letzte Drittel wurde wach — zu zwei Dritteln.

Die Stimme sagte gerade: „Wir werden das Kind schon schaukeln werden wir das."

Schinderhannes haßte die Redensart von dem zu schaukelnden Kinde aus tiefstem Herzen. Vollends in jener ekelerregenden Weise gesprochen.

Es war ihm, als sei in jedem Satze, welchen der Mensch nebenan von sich gab, ein Spiegel aufgestellt, der den ersten Teil des Satzes widerstrahlte.

Das war ihm grausig.

„Aber das ist aber grausig ist das!" sagte er.

Er ergrimmte in schrecklichem Grimme und fahndete auf jeden mißgestalteten Satz, um sich in seiner Gereiztheit zu steigern.

Das tat ihm gut.

Ah, Wut — — du Gottesgabe!

Da traf ihn wie ein giftiger Pfeil aus dem Nebenzimmer das Wort: Gummi arabigummi

G u m m i   a r a b i g u m m i!

Der hassenswerte Mensch hatte es verwendet. Er glaubte, Gummi arabicum heiße Gummi arabigummi. Das Schaf.

Schinderhannes dachte: „Sage du das Wort noch ein einziges Mal, und ich blase dir dein Licht aus.“

Über ein kleines fiel aus dem ahnungslosen Munde des Menschen nebenan – wiederum! – : Gummi arabigummi.

Schinderhannes sagte: „Den schlag ich tot!“

Sprach's, stand auf, entriegelte die Tür und betrat das Nebenzimmer.

Das war das Werk eines Augenblickes.

– In dem Zimmer saßen zwei harmlose Männer mit guten, dummen Gesichtern und wußten von nichts.

Schinderhannes konnte sich eines Rührens nicht entschlagen und dachte: „Ich will den Lesern dieser Geschichte beweisen, daß ich besser bin als mein Ruf.“

Er entschuldigte sich bei den zweien: er habe sich in der Tür geirrt.

Dann stieg er hinab in den Hof der Herberge und gesellte sich zu der Tochter des Herbergsvaters, welche im Sternenfunkeln ein Hühnchen mit sich zu rupfen bestrebt war.

Er tätschelte ihr die Hand.

Er umärmelte sie.

Er küßte sie.

Sie flötete: „Schinderhännschen!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Schinderhannes beschloß, fürs nächste sein Handwerk an den Nagel zu hängen und gegen den weitaus ehrsameren Beruf des Schankwirtes umzutauschen.

„Gasthaus zum blutigen Augapfel — — Inhaber: Johannes Schinder", schwante ihm.

Er verlobte sich mit der schönen Wirtstochter — — alle Töchter sind schön! — — und will in Bälde Hochzeit machen.

Es steht zu bezweifeln, daß er als Gastwirt auf die Dauer sich wohl fühlen wird. Ob er nicht doch vielleicht in sein altes Räuberleben verfällt? . .

Die Katze läßt das Mausen nicht.

— — Auf jeden Fall hat er mich ersucht, die Leser dieser Geschichte zu seiner Hochzeit geziemend einzuladen.

Sie findet statt im Prunksaale der Herberge zum blutigen Augapfel am Aschermittwoch nächsten Jahres.

Pistolen sind mitzubringen.

*

Sternickel

Eine Groteske

Den ollen, ehrlichen Sternickel ließ der Ruhm seines Berufskollegen Schinderhannes nicht schlafen; er wollte für sein Teil auch in die Litteratur kommen.

Er beratschlagte hin und her, wie er es anzustellen hätte, um gedruckt zu werden. Denn was dem Schinderhannes recht ist, das ist dem Sternickel billig, und Schinderhannes war bekanntlich durch einen Leipziger Schriftsteller zu dem Titelhelden einer Novelle herausstaffiert worden.

Den Sternickel deuchte es das weitaus Schlaueste, sich mit einem „Manne der Feder" in persönliche Verbindung zu setzen, um diesem zu einer saftigen Novellette den Stoff zu liefern.

Er warf sich in Gala und zog fürbaß mit dem Zielpunkt Prag.

Auf seiner Wanderschaft ward er durch geheime Fäden, die der Ulk des Lebens zog, in die sattsam berüchtigte Herberge zum blutigen Augapfel dirigiert.

Es war dies kurze Zeit nach der Hochzeit unseres ge-

meinsamen Freundes Schinderhannes mit der liebenswürdigen Tochter des Augapfel-Wirtes.

Der Wirt war übrigens tot.

Die Tochter auch.

Gleicherweise hatten alle diejenigen meiner Leser ihr teures Leben lassen müssen, die der Feierlichkeit beigewohnt und meine Mahnung, Pistolen mitzubringen, lässig in den Wind geschlagen hatten.

Zwei meiner Vertrauten, als Stellvertreter von mir entsandt, hatten wohlweislich ihre Pistolen zu sich gesteckt, allein sie liegen demunerachtet noch heutigentags im städtischen Spital.

Die Feier hatte nämlich einen außergewöhnlich angeregten Verlauf genommen, und im Verlaufe dieses Verlaufs hatte sich Schinderhannes über gewisse Reden, welche die Geladenen pflogen, sowie über etliche ihm verhaßte Phrasen dermaßen alteriert, daß er kurzen Prozeß und reinen Tisch gemacht und das gesamte Nest mit Stumpf und Stiel ausgeräuchert hatte.

Mit Mord und Totschlag endete die Hochzeit.

Schinderhannes war der einzige, der dem festlichen Akte mit heiler Haut entrann. —

Er mietete sich mit der ihm eigenen Kaltschnäuzigkeit eine dralle, pralle, pralldralle Wirtschafterin und betrieb den blutigsten aller Augäpfel auf die eigene Männerfaust.

In seine Spelunke geriet der gute Sternickel.

Sternickel war eine Seele von einem Menschen.

Schinderhannes war selbstverständlich ebenfalls eine Seele von einem Menschen.

Wer wundert sich, wenn ich behaupte, daß Sternickel und Schinderhannes zusammengenommen zwei Seelen von zwei Menschen waren??

— — Sternickel geriet also in den blutigen Augapfel.

Der Ulk des Lebens und des Geschickes Mächte, mit denen kein Bund, geschweige denn ein ewiger zu flechten ist, sind ja das nämliche. —

Sternickel schrieb sich mit ungelenker Hand in das Fremdenbuch ein und ließ sich, dies vollzogen, seine Gemächer anweisen, welche die Nummer 13 trugen.

Schinderhannes las neubegierig den Namen des Kömmlings: „Sternickel? Sternickel? — Der muß mir schon irgendwo vorgestellt worden sein!"

Er suchte den knochenlahmen, litteraturbeflissenen Wandersmann auf Nr. 13 auf und wurde von Sternickel höflich aufgefordert, Platz zu nehmen und sich's bequem zu machen.

Die Unterhaltung, ein zotiges Gespräch über Wetterverhältnisse peinlich vermeidend, strandete rasch auf der Novelle vom Schinderhannes, die ich meinen Lesern gewidmet habe.

Der ehrgeizige Schinder war absolut nicht erbaut über die Art, wie in der Geschichte mit seiner Person umgesprungen worden war, er hätte es lieber gesehen, wäre er als Landstörtzer und Galgenvogel abkonterfeit worden.

Sternickel tröstete ihn nach Vermögen. Es sei doch durchaus ohne Belang, welchergestalt man auf die Mit- und Nachwelt käme, die Hauptsache sei jedenfalls, daß man überhaupt hinkäme.

Schinderhannes zeigte sich dieser Meinung abhold.

„Meines Erachtens nach", versicherte Sternikkel, „ist es gänzlich gleichgültig, in welcher Form man in die Literatur kommt!"

„Guter Mann," erwiderte Schinderhannes, „das, was Sie da reden, ist grundfalsch. Erstens heißt es nicht ‚es ist gleichgültig', sondern ‚ist gleich' — Sie können höchstens von sich selbst aussagen, daß Sie gleichgültig seien —, zweitens heißt es entweder ‚meines Erachtens' oder ‚meinem Erachten nach' und drittens wird Litteratur mit tt geschrieben."

„Na, wissen Sie, meines Erachtens nach kommt es auf solche Kleinigkeiten nicht an. Das ist doch ein Fliegenschiß!"

„Das ist kein Fliegenschiß! In sprachlichen Dingen gibt es überhaupt keinen Fliegenschiß!! — ‚Meines Erachtens nach' ist der bare Quatsch!"

„Aber Herr Schinder, Sie brauchen doch desterwegen nicht gleich so aufbrausen!“

„‚Brauchen‘ wird mit zu konstruiert!“

„Was meinen Sie?“

„‚Brauchen‘ wird mit zu verbunden!“

„Ich versteh Sie nicht.“

„Das Wort ‚brauchen‘ wird nicht mit dem nackten Infinitiv, sondern mit zu und dem Infinitiv verbunden. – Man darf nicht sagen: ‚Sie brauchen nicht aufbrausen!‘ man muß sagen: ‚Sie brauchen nicht auf-zu-brausen‘!“

„Ach, solche Feinheiten braucht unsereiner doch nicht wissen!“

„Zu!“

„Ganz naturgemäß läuft einem beim Sprechen ein kleines Versehen mal mit unter!“

„Es heißt nicht ‚naturgemäß‘!“

„Sie wissen naturgemäß alles besser!“

„Es heißt nicht ‚naturgemäß‘! Das ist der allerneueste Unfug! – ‚Naturgemäß‘ ist diät = der Natur gemäß. — Was Sie meinen, das heißt ‚natürlich‘. — Aber Sie müssen natürlich die Mode mitmachen.“

„Oho, Herr Schinder, mit wem glauben Sie eigentlich, daß Sie reden? Ich muß mir einen anderen Ton ausbitten!“

„Sie verdienen allerdings einen anderen Ton. Sie

verdienen, daß ich Sie als Sprachschänder, als Schmarotzer, als Lüstling behandle, Sie trauriger Schöps!"

Hier schnellte Sternickel vom Stuhle auf, wie von jener traditionellen Tarantel gestochen. Er schrie in der heftigsten Erregtheit:

„Das brauch ich mir nich zu gefallen lassen!" und verbesserte sich hastig in:

„Das brauch ich mir nich zu gefallen zu gelassen! Das brauch ich mir nich zu gefallen zu gelassen!!"

Schinderhannes verstopfte seine feinnervigen Ohren mit Schießbaumwolle, auf daß er nichts mehr vernähme.

Aber das Schreien des erbosten Sternickels, der sich nichts zu gefallen zu gelassen brauchen wähnte, durchdrang die Pfropfen.

Da kehrte der diplomatische Herbergswirt dem Lärmenden den Rücken und machte sich aus dem Staube.

Flugs setzte sich Sternickel an den Tisch, ergriff das Schreibzeug und wichste einen an Herrn Johannes Schinder adressierten Steckbrief aufs Papier.

(Steckbrief, weil ihn Herr Schinder hinter den Spiegel stecken sollte.)

Der Brief lautete:

„Sehr gescheerter Herr Schinder, Hannes!!

Nachdem Sie sich in einer denn doch unverantwortlichen Art und Weise mich so ich muß schon sagen ge-

meinen Weise, welche ich unter keinen Umständen auf mir sitzen lassen kann, denn ich stamme zwar aus bescheidenen Verhältnissen aber man hat doch auch Ehrgefühl im Leibe und so etwas sagt man nicht, da können Sie sagen was Sie wollen, wenigstens unter gebildeten Menschen und Sie wollen doch einer sein wenigstens tun Sie immer so aber da ist meist nichts dahinter das kenne ich schon und meine Ahnung hat mich nicht betrogen, aber daß Sie ein so ungebildeter Mensch sind Sie Flaps das hätte ich von Ihnen nicht erwartet, da hätte ich was ganz anderes erwartet schämen sollten Sie sich Sie Knote und der Herr Schriftsteller auch, welch letzterer Sie zur Zielscheibe einer Heldengeschichte gewürdigt hat, lieber will ich nicht in die Literatur kommen ich verzichte.

Mit besten Grüßen von Haus zu Haus

Ihr

Alfons Sternickel."

— Schinderhannes erbrach den Brief, den die Wirtschafterin, in Tränen gebadet, überreicht hatte, und las.

Die Wirtschafterin hatte sich nämlich geweigert, das Zimmer des sternickelnden Wüterichs zu betreten. Und da hatte sie einige Schmeichelhaftigkeiten, mit harten Begleitumständen verquickt, an den ehrsamen Kopf geworfen bekommen.

Die Begleitumstände setzten sich zusammen aus einem Stiefelknecht, einer Glaskaraffe und dem Podschamberl. — Schinderhannes sah in dem Briefe nichts als, nichts als, nichts als den Ausdruck: „welch letzterer“.

Das war das Ärgste, das man ihm antun konnte.

Das Wort „Literatur“ hatte Sternickel versehentlich richtig geschrieben, das heißt so, wie es die deutsche „Recht“schreibung vorschreibt. Literatur rührt nämlich her von littera oder litterae und wird mit Doppel-t geschrieben, aber was schert sich die deutsche Rechtschreibung um Recht und Richtigkeit!

Schinderhannes sah nichts als das „welch letzterer“.

Dieses „welch letzterer“ setzte allen Schändlichkeiten die Krone auf.

Dies „welch letzterer“ war das Verbrecherischeste, Viehischeste, dessen ein Mensch fähig sein konnte.

Trotzdem bemeisterte Schinderhannes seine Rachsucht und antwortete gefaßt dem Schreiben Sternickels:

„Sehr geehrter Herr!

Sie gebrauchen in Ihrem Schreiben den Ausdruck ‚welch letzterer‘. Gestatten Sie, daß ich Ihnen dazu das Folgende bemerke: ‚Letzt — der letzte, die letzte, das letzte‘ kann man nicht steigern. Genau so wenig, wie man etwa ‚Schönst — der Schönste, die Schönste, das Schönste‘ steigern kann in

,Schönster — der Schönstere, die Schönstere, das Schönstere'. Es ist Ihrer Raubmörder-Natur vorbehalten geblieben, diese sprachgeist-verlassene Widersinnigkeit zu erfinden. Es verachtet Sie

Schinderhannes."

— Da es die Wirtschafterin vorgezogen hatte, sich zu verkrümeln, sah Schinderhannes sich gezwungen, persönlich sein Schreiben dem Adressaten einzuhändigen.

Allein er fand Sternickels Tür verschlossen und verriegelt, und sein Pochen und Klopfen blieb unbeantwortet.

Er ließ vierundzwanzig Stunden verstreichen, ehe er zur Öffnung von Nr. 13 schritt.

Mit Chloroform und Browning gerüstet, erbrach er die Zimmertür vermittelst seines Stemmeisens.

„Das Nest war leer, der Vogel ausgeflogen."
(Schiller) . . . . . . Derjenige Teil meiner Leser, der imstande ist, den Ausdruck „welch letzterer" anzuwenden, und der mit Sternickel — durch geheime magnetische Bande innig verknüpft — unter einer Decke steckt, hatte ihn nächtlicherweile befreit.

Er hüte sich vor des Schinderhannes Rache!

*

Rote Rosen...

Eine Schundnovelle

Der allbeliebten Original-Roman-Schriftstellerin Hedwig Courths-Mahler mit Todesverachtung und verehrungsvollst dargewidmet.

(1)

Über die zart ondulierten Kuppen und Kämme des Eleusinischen Waldes lachte ein wolkenloser Sommerhimmel, welcher mit seinem tiefblauen Lichte die soeben abgemähten Bergmatten, welche einen sanften Duft entströmen ließen, übergoß, während die schiefergedeckten Hütten des weit über die in majestätischer Pracht der Bergwelt blickenden Dörfchens F. wie eitel Silber aufschimmern zu lassen, während eine feierliche Ruhe über der Natur atmete, um nur hie und da die frohgemuten Klänge einer Zither, welche das herkömmliche Schnakeln des schollenduftenden Veitstanzes begleitete, erklingen zu lassen, während hoch oben im Ätherblau ein einsamer Jodler immer weitere Kreise zog.

Unter den glutaushauchenden Bergriesen wand sich in steilen Serpentinen die Landstraße, welche F. mit

dem Städtchen B. verbindet, das glanzdurchsponnene Schwarzbachtal hindurch. Bald schwanden die minarettartigen, morgendurchgoldeten Villen und die bienenkorbartigen Kuppeln der erstklassigen Hotels, die letzten Ausläufer der vornehmen, heiteren Badestadt, während die schirmenden Berge den weltverlorenen Frieden des blumenstrotzenden Wiesengrundes, durch welchen grünflimmernden Laufes der langhinströmende Fluß rauschte, hochauf umschlossen.

Im Frieden der Nähe des idyllisch gelegenen Dörfchens F. lagen die benachbarten Güter des Freiherrn von Zypriak, welcher, obwohl Sonnenmensch, in unliebsame Gedanken verloren, zum Firmamente emporblickte, da bange Sorgen seine gequälte Brust umscheuchten, sowie des Grafen von Tannenschweiß, welchen seit Generationen eine innige Freundschaft mit dem Freiherrn von Zypriak verband. Aber auch ihn drückten Sorgen.

„Also ein letztes Mal habe ich deine Spielschulden getilgt, Bodo, welche nachgerade eine schwindelnde Höhe erreicht hatten, doch glaube nicht, daß du mich jemals wieder in einer schwachen Stunde antreffen wirst, um deinen Leichtsinn auszubaden, trotzdem du mir versprochen hattest, demselben einen Hemmschuh anzulegen.“

Er selbst war es, Graf Mulm von Tannenschweiß, der diese Worte mit düsterer Stirn zu seinem Sohne Bodo sprach, welcher den aufgedrückten Stempel manch

durchwachter Nacht nur mühsam auf seinen blassen Gesichtszügen zu verhehlen vermochte.

„Es soll das letzte Mal gewesen sein, Papa, daß ich meinem jugendlichen Flattermute die jauchzenden Zügel schießen gelassen habe, ich will vernünftig sein und die Ehre unserer Familie hochhalten, wie sich dies für den einzigen Erben geziemt."

„Recht so, mein Sohn," beendete der Graf die Unterredung, indem er mit energischer Handbewegung nach dem Diener schellte, um ihm den kostbaren Pelz zu bringen, welcher noch einen wichtigen Gang in der nahen Stadt zu erledigen hatte, deren Umrisse, wie durch einen zarten Schleier den neugierigen Blicken entzogen, hinter dem schützenden Waldesrande dem bloßen Auge kaum noch erkennbar waren.

Bodo stand allein im Zimmer. Unwillkürlich reckte er seine sehnige Gestalt in der glänzenden Uniform der peruanischen Leibgarde straff empor, als sei eine Last von ihm abgefallen, während seine lebfrohen, sonnigen Augen, deren dunkle Glut, von kühnen Brauen umbuscht, ihm ein eigenartiges Gepräge verlieh, schon wieder in jenem bestrickenden Übermut erstrahlten, der diesem Liebling des Glückes aller Herzen wie im Sturme gewann, vaschtehste. Er war ein schneidiger Kavalier, mit allen Vorzügen des Leibes und der Seele verschwenderisch ausgestattet, und hätte derselbe so ganz der Stolz

seiner Familie sein können, wenn nicht die unselige Spielleidenschaft die vorhandenen vorzüglichen Charaktereigenschaften verdunkelt hätte, um stolz aufgerichtet in sein Zimmer zu schreiten, wo er, sich am Schreibtisch niederlassend, die folgenden Zeilen in sein Tagebuch, welches er gewissenhaft führte, einzutragen:

Gehorsam will ich stets mich zeigen,
Wenn du, o Papa, mir befiehlst.
Vor deinem Willen mich zu beugen,
Sei stets der Wunsch, der mich erfüllst.
Mit euch, ihr Eltern, in trautem Vereine
Zu wandeln soll mein steter Ansporn seine.

Nachdem Bodo diese hübschen Verse zu Papier gebracht hatte, fuhr er in seinem luxuriösen Benz nach B., um daselbst in einem Spielklub die wüstesten Orgien zu feiern, wobei er seinem Vater in die Arme lief, welcher vor Entsetzen über diese ach so unerwartete Begegnung seinen Sohn, welcher Glück im Spiele gehabt hatte, um eine schwindelnd hohe Summe anpumpte, wodurch dieser wiederum Oberwasser erhielt und sich nicht entblödete, dem alten Grafen die Lanoline Way, dessen Geliebteste, auszuspannen und fest zu engagieren.

(2)

Am Hofe des Freihern von Zypriak herrschte reges Leben, sollte doch heute abend der allseits mit lebhafter

Spannung erwartete Ball stattfinden, um die Domestikenschar in begreifliche Aufregung zu versetzen. Das war ein geschäftiges Hin und Her, ein Weben und Raunen wie in einem Bienenkorbe; noch war hier die letzte Hand anzulegen, noch galt es, dort für die Tafelfreuden einen leckeren Bissen zurechtzumachen und den schäumenden Sekt in kühlen Eimern bereitzuhalten, so daß Korbinian, der greise Leibdiener des Freiherrn sich seufzend die Transpiration von dem wie ein Borsdorfer Apfel glänzenden Quadratschädel wischte. Aber bald waren all die Vorbereitungen getroffen, und das Fest konnte seinen pomphaften Verlauf nehmen. Da nahten auch bereits die ersten Gäste, von einem Troß livrierter Lakaien in Empfang genommen. Nicht lange, so waren die Säle und Prunkgemächer gefüllt mit fächelnden und lorgnettierenden Damen und Herren der obersten Aristokratie, welche ein üppiges Bild entfalteten. Keine Feder vermag die Toilettepracht, welche das Auge des Betrachters wie mit magischem Glanze umgaukelte, auch nur annähernd wiederzugeben, und gar, als die Polonäse, welche alle Pracht und Herrlichkeit zeigte, welche hier entfaltet wurde, und welche alle Pracht und Herrlichkeit entfaltete, welche hier gezeigt wurde, geführt von dem sublim-geistigen Vorkämpfer des Kretinismus, seiner Hindurchlaucht Yps zu Sturzundgrundgruft, dessen Urväter bereits als Zeremonienmeister an dem illustren

Hofe Richards mit der Retourkutsche aufzuwarten beliebten, ihren Anfang nahm, da ward man so recht der Worte des großen Spaniers inne, welcher da singt: „Auf in den Kampf, Herero, und bewundernd untergehn!" Doch lassen wir das farbenfrohe Wogen und Treiben der freudig erregten Gästeschar und wenden wir unseren Blick nach dem lausigen (Druckfehler!) Palmenhaus, welches, von tausend und abertausend elektrischen Glühbirnen erhellt, einen betäubend exotischen Duft auf die gegenwärtig sorglos-heiter schmausenden Geladenen noch nicht zu ergießen vermochte, doch gemach, greifen wir unserer Erzählung nicht vor. Während die glitzernde Fontäne ihr quellklares Wasser unermüdlich in zierlichen Pirouetten spielen ließ, wandelte unstet und düster umränderten Gemütes ein einsamer Fremdling um das Rondell, welches, am äußersten Südende des Palmenhauses belegen, von den auserlesensten Kryptogamen und Storchideen bevölkert wurde, indessen in dem grün ummoosten Weiher, welcher von der Fontäne gespeist wurde, in neckischem Spiele Gonokokken und andere fremdländische Wassertiere ihr schelmisches Wesen trieben. Der junge Graf Bodo war es, welcher um das Rondell flanierte, in brütendes Sinnen, aus welchem nichts Gutes herauskommen sollte, versunken, hatte er doch mit Ada, der Tochter des Hauses, für den Einbruch der Dunkelheit ein süßes Rendez-vous vereinbart und

harrte derselbst in banger Ungeduld. „Sie naht!“ strich er plötzlich seinen dunklen Männerbart, aus welchem trotz seiner Jugend hie und da verstohlene graue Fädchen als Vorboten kommenden Ungemaches herausschimmerten, gleichsam als wollten sie dem unsteten Flattersinn des jungen Grafen zurufen: „Halt ein auf dem Pfade, welch letzteren du betreten!“ Sie war es, sie stand vor ihm in all ihrer jugendlichen Frische und Jugendkraft. Die wundervoll geschnittenen kirschroten Lippen und die seltsam brünetten Augen belebten das entzückende Gesicht, während die bestrickend verbogenen Wimpern, welche ihr nur allzu eigen waren, dem kleidsam frisierten Haar, welches von Brillanten funkelte und gleißte, einen unwiderstehlichen Kontrast verliehen. „Mein Lieb, meine Göttin!“ drückte Bodo einen taufrischen Kuß auf ihre lilienzarten Hände, welchen ein milder Duft nach Ambra entströmte, während seine melancholischen Blicke ihre gerstenschlanke Gestalt von jenem berückenden Ebenmaß, welches doch alle Linien des Körpers in edler Rundung hervortreten ließ, umfingen, in deren sonst so kalten Augen ein mühsam verhaltenes Feuer glühte. Ada entzog dem Stürmischen ihre schneeweiße Hand und lud denselben mit einer köstlichen Geste ein, Platz zu nehmen, während in ihren beiderseitig innig verschlungenen Blicken ein stolz-düsteres Einvernehmen ruhte. Ihr Herz krachte direkt in den

Nähten, so daß Bodo vor Herzeleid effektiv zu vergehen drohte.

Ada, welche als Waise in früher Kindheit von Freiherrn Zypriak auf Rosenknowledge in beispielloser Seelengüte an Kindes Statt adoptiert worden war, die Tochter des berühmten Architekten R. K., welcher, obwohl sie nichts davon zu ahnen sich unterfing, an den Folgen einer Brücke, welche über die Meerenge von Glauchau gespannt und im siebten Jahre ihres Baues durch eine unselige Katastrophe mit Mann und Maus in den gurgelnden Fluten zu versinken sich geschmeichelt hatte, sich vermittelst Salatöl-Ersatzes (Jahrgang 1916) vergiftet und darüber das Zeitliche gesegnet hatte, um sein mutterloses Töchterlein in bedrückten Verhältnissen zu hinterlassen, nahm nur zu spät wahr, daß sich keine Sitzgelegenheit weit und breit darbot, vergebens! Bodo hatte sich bereits, heiser vor Erregung über den süßen Liebreiz, welcher der anmutigen Mädchenknospe entströmte, zu ihren Füßen, welche in Atlasschuhen knisterten, hingekniet und schickte sich soeben an, dieselben, welche von einer königlichen Robe aus violettem Damast umgürtet waren, zu umklammern, als es ihm säuerlich aufstieß, welch peinliches Vorkommnis er als Kavalier, der er war vom ausrasierten Scheitel bis zu den eleganten Lackstiefeletten, dadurch geschickt zu bemänteln verstand, daß er die zwei Reihen ebenmäßig geformter

Zähne ingrimmig aufeinanderbiß, wodurch in Adas aristokratischem Antlitz, welcher dieser Vorgang nicht verborgen zu bleiben vermochte, das rebellische Blut wie eine giftige Viper schoß, welche jäh zusammenzuckte unter der Berührung des heimlich geliebten Mannes, doch wies sie rasch, mit dem Stolz einer blütenreinen Mädchenseele gewappnet, den Feurigen in dessen Schranken, indem sie mit wehmütig-weicher Stimme heischte: „Lieb, erhebe dich und sei stark, noch sind die Verlobungskarten nicht gedruckt!" „Wo bin ich?" schlug Bodo die düstern Augen auf, während seine abgezehrten, umflorten Wimpern nur mühsam aus dem ach so kurzen Liebestraum erwachten. „Wie du, Bodo, siehst —" vermochte Ada sich kaum auf den Füßen zu halten, „weist mein edles Antlitz große Trauer auf, welche nur allzu berechtigt ist!" Bodo ballte die Fäuste, während sich jedes Wort der Geliebten wie Granit in sein Herz brannte. „Ich will und muß Gewißheit haben, das soll und darf nie und nimmer sein, ich kann und will nicht an das Schreckliche glauben ..." zog er die nur sanft Widerstrebende an sich, deren schöngelegenster Körperteil unter der damastenen Robe in die Stille des Palmenhauses hinausragte. „Nur mit dir, mit dir allein kann ich restlos glücklich werden!" zeigte ihr sonst so elfenbeinfarbiger Teint einen leichten

Schimmer, während Bodo flüsterte: „Komm, laß uns in jenem lauschigen Winkel stundenlang diverse Zärtlichkeiten tauschen!" Schon wandten sich die beiden zum Schreiten, da erklang eine sonore Stimme: „Verlassen Sie auf der Stelle mein Haus!" und Freiherr von Zypriak, Adas Vater, stand in eigener Person zwischen dem schönen, aber ungleichen Pärchen, das wie von der Tarantel gebissen mit von Verlegenheit gepeinigten Blicken das Weite suchte, um dasselbe mit zorngeröteten Lippen und gefletschten Nüstern geringschätzig zu mustern.

Bodo, welcher sich kurz entschlossen faßte und zum Freiherrn, welchem der auf Seide gearbeitete Frack trefflich zu Gesicht stand, die gewichtigen Worte sprach: „Ich bitte um die Hand Ihres Fräulein Tochter, ich liebe dieselbe vollinhaltlich!", worauf Ada, welcher mit einem „Dein bis in den Tod!" die heiß pulsenden Zähren aus den mandelförmig geschnittenen Augen stürzten, wie betäubt ihrem Herzallerliebsten in die nervigen Arme sank, welcher diese, seiner selbst nicht mächtig, dem Freiherrn an die Brust legte, welche sich unter einem zephirseidenen Batisthemd wölbte, so daß demselben nichts übrigblieb, als das Anerbieten zu akzeptieren und, sich aufraffend, in seiner ganzen freiherrlichen Würde wiederholte: „Verlassen Sie auf der Stelle das Haus, oder

Sie sind ein Kind des Sensenmannes!", während Bodo, welcher kein Wort über die heftig atmenden Lungen brachte, soeben noch wahrnahm, wie die Freifrau Helmtruthe, welche, die Gattin des Freiherrn, ihre noch immer elastische Gestalt, welche von einem allerletzt modernsten Kostüm in diskretem Lila aus Crêpe di Chinin, auf welchem rotsamtene Türkisen und Tulipanen, welche dem Ganzen einen äußerst aparten Abschluß verliehen, aufgestickt waren, umhüllt war, mit echt aristokratischer Würde unter dem Korsett mit traditioneller Front, ohne dasselbe zu fühlen, diskret zur Schau trug, herbeieilte, um neben ihrer Tochter in ihres Gatten schützenden Armen von tiefer Ohnmacht umfangen zu werden, während derselbe mit schrillem Aufschrei ein Pistol aus der linken Beinkleidtasche zog, um dasselbe auf den versteinernden Bodo zu richten, welcher sich hilflos und jeglicher Überlegung bar in sein fürchterliches Geschick zu fügen suchte, welches alsobald seinen Lauf nahm, indem er, von der tückischen Kugel durchbohrt, zu Boden sank und, leise weinend, seinen Geist, soweit vorhanden, aufgab. Tableau!

Fürwahr, dunkel, aber gerecht, ist der Finger der Vorsehung......

*

Von Kalau nach Marokko via Ibsen

(Eine sprachliche Hintertreppen-Geschichte)

Kennen Sie Björnson? –

Frage! –

Aber kennen Sie den Dialog zwischen den Pointen-Mördern Alfons Leckerly und Carlo Gefissentlisch? –

Sehen Sie, den kennen Sie nicht! –

Ich gebe ihn wieder. Er lautet:

Alfons Leckerly: „Kennst du Björnson?"

Carlo Gefissentlisch: „Weiß ich. – Haha, Witz!"

Leckerly: „Antworte doch. – Ob du Björnson kennst!?"

Gefissentlisch meckert: „Nöh – wie macht man denn das?"

Aus.

Das war – Sie haben es erraten – der Dialog zwischen Leckerly und Gefissentlisch.

Es hieße, Kalauer nach Kalau tragen, wollte ich mich über diesen gemeuchelten Witz, diesen Daneben- und Hinweg-Witz, diesen auf beiden Augen geblendeten Witz verbreiten.

Lediglich das eine sei gesagt: Ibsen als Tätigkeits-

wort liegt dem strumwelig, faselig, schlapp oder ländlich-mystisch organisierten Gehirn um tausend Klafter näher als etwan Ibsen als Hauptwort.

Chingachgook dekliniert nicht, sondern konjugiert: ich ibse, du ibst, er ibst (oder hochlyrisch: er, sie, es ibset), und so fort. Chingachgook strotzt von Phantasie.

Bitte seien Sie so lieb und lesen Sie das Wort Ibsen unvorbeeindruckt, mit rustikan getönten Augen!

Ibsen. Wie es hier steht. Ibsen.

Ja gewiß: Sie wissen, daß man nicht ibsen kann, — aus dem einfachen Grunde, weil es nicht Es ist, sondern Er, und obendrein nicht ist, sondern gewesen ist, — weil Er tot ist.

Schön.

Ich sehe es Ihnen an, Sie sind annoch im ungeklärten, wo ich hinaus will.

So greife ich zu anderen Mitteln, anderen Wörtern.

Sie kennen das Wort Teufel. Ein kleiner Teufel ist ein Teufelchen. — In München werden Fische feilgeboten, die heißen Blaufelchen. Sie heißen aber gar nicht Blaufelchen — sie heißen Blau-Felchen.

Ibsen als Tätigkeitswort — Blaufelchen als Diminutiv.

Oder: Sie kennen das Wort Strom. Sie kennen die Wörter Starkstrom, Schwachstrom, Golfstrom,

Ostrom. Ostrom ist aber nicht O-Strom, sondern Ost-Rom. Ostrom! Begreifen Sie? Begreifen Sie zu!

Das meine ich: Ibsen als Tätigkeitswort aufzufassen, ist vielleicht so wenig ein Kalauer wie das Wort Ostrom als O-Strom zu empfinden. (O-Strom, U-Boot, K-Brot.) —

Es heißt scharf aufpassen beim Lesen, denn unsere Aus-Druck-Möglichkeiten sind mangelhaft und führen das naive Gemensch in die irrste Irre.

Leckerly, Gefissentlisch und ich, wir drei fallen oft hinein. Nicht besser geht es dem alten Chingachgook. Wir sind mit den Nerven und mit den Augen auf der Welt. Wir sehen, und wir fühlen. Aber das Hirn schleudert uns das Handwerkszeug vor die Füße und will von nichts wissen. Derethalben spinnen wir.

. . . da ist das Wort Montage. — Ein jeder Säugling weiß: Montage schreibt sich im Französischen montage und ist nicht mit montagne, was Gebirge heißt, zu verwechseln. Wörtlich ist Montage Steigen, Hinaufschaffen, Aufstellen. — Das ist aber gar nicht wahr; denn Montage ist rund und schlicht die Mehrzahl von Montag und stammt aus dem Französischen wie Sonntage oder Freitage. Eremitage ist ein Kapitel für sich. Wir überspringen es.

Fünftens. Edgar Allan Poe. Ich nehme stillschweigend an, Sie schätzen den Mann. Reden wir von ihm!

Wie heißt er? Poe. — — Poe? — — Ja, Poe! Sie kennen das Wort Poe aus dem ff — oder sage ich besser FF? Ob ff oder FF — — Sie kennen das Wort Poe. — Gut. Bene. — Kennen Sie das Wort bene? — Es ist lateinisch und hilft das Sprichwort „Ubi bene ibi patria“ bilden. Bene. — Ich mache hier einen Einschnitt und ziehe von dem Worte „Fünftens“ bis einschließlich „Strich“ einen Strich. Nehmen Sie an, Sie hätten die letzten neun Zeilen nicht gelesen. — — — Poebene! — Wie? — Ja: — Poebene! — Ich schmettere Ihnen das Wort Poebene zu! — Poebene. — Chingachgook trifft keineswegs ins Schwarze, wenn er Poebene Pöbene (Ton auf dem ö) ausspricht. Und Poe-bene liegt so wenig im Weichbild der Richtigkeits-Möglichkeiten, daß den Wissenden das Lächern überkommt. Poebene ist was? Poebene ist die — na — Ebene des Po. In Ober-Italien (sit venia verbo!). — — Po-Ebene. — Aha!

Sie sehen allbereits, aufgeklärt, wie Sie hoffentlich sind, Sie sehen bereits, wiederhole ich, Sie sehen bereits, unterbrechen Sie mich nicht, sehen bereits, wohinein ich abziele*).

Das Vorgebrachte mag durch etwelche beziehungsreiche Beispiele fördersam unterstützt sein:

Erblich, zum Beispiel ein Beispiel.

*) Wollen Sie bitte die Tür zumachen. — Nichts zu machen! — Man bittet vor dem Austritt die Tür zuzumachen. Die Red.

Erblich. Wie? — Erblich! — — In der Familie Turteltey ist die sagen wir Eigenschaft erblich, das Wort erblich als érblich zu lesen. Als der alte Turteltey erblich, setzte er seinen zweitgeborenen Sohn als erblichen ein. Das Testament war ungültig — belanglos, warum — und der Unterschied zwischen érblich und erblich ging dem Zweitgeborenen so wenig auf wie den Dritt- bis Achtgeborenen. Der Erblasser selbst, — will gesagt haben, der alte Turteltey, — also der Erblasser ... wie? wer? ... Der Erblasser! Ach so. Der Erblasser .. der Erblasser war sich sowohl persönlich wie seinerseits allzeit im trüben gewesen über érblich und erblich. Wie sollten die Söhne denn anders? — — Um auf den Erblasser zurückzukommen, so wenden wir uns von ihm ab. Ich sehe Sie erblassen.

— — Was, — um im besten Zuge zu bleiben — was tun Sie an heißen Sommertagen?

Sehr einfach — Sie transpirieren.

Das ist Ihre Privat-Angelegenheit, die wir aus gut-taktischen Gründen abseits gelegen lassen sein lassen wollen.

Aber was tut ein Kerl wie Leckerly an heißen Tagen? — — Nun, er schwitzt! — — — — — — Verweilen wir bei dem so überaus unanmutigen Schwitzen. Das Hauptwort zu schwitzen ist Schwitzen — oder auch Geschwitz. „Is dös a Gschwitz heint bei dera Hützn!"

— — In Wedekinds „Lulu" lebt eine Gräfin, die sich auf der ersten Silbe betont. Ihr Name ist wohlriechend und feun. Aber rüde und ferkelisch klingt er, betont man ihn auf der zweiten. Ergänze: Silbe. Die Gräfin heißt: Die Gräfin Géschwitz. Und nicht: Geschwitz!

So. Das war dies.

Weiter.

Die Synagoge, die Sanatoge. — Synagogen, Sanatogen. — Liebliche, kleine Dingerchen — Häßliche, umfangreiche Récherchen. — Die Rhodode, der Rhodode, der Rhodode, die Rhodode. Ein zartes, zimperliches Persönchen aus dem Quartier latin etwa. La rhodode! Nach ihr benannt: Der Rhododen-Dron. In einem Worte: Der Rhododendron. —

Gottes Mühlen mahlen sicher — Azetylen leuchtet durch die Nacht. —

Tarantella, Tarantel, Hochadel, Uradel, Nähnadel, Kuratel. —

Der Ton macht's.

Die tauenden Eisblumen — die verschlungenen Tauenden.

Leckerly, Gefissentlisch und ich, wir drei sind uns darüber einig, daß Vorsicht der deutschen Buchstaben-Sprache gegenüber geboten sei, und daß man sich nicht angekalauert zu fühlen braucht, wenn man auf den

Kopf gefragt wird, ob man Ibsen, Björnson oder Sanatogen kennt.

Ich nehme an, daß Sie, meine Geehrten, sich im ebenen sind über das Wesen des Betonens, über das Wesentliche des Betonens, und daß Sie Ibsen sehr wohl von dem weniger anstrengenden Björnson zu unterscheiden verstehen.

Es sei mir verstattet, über das Betonen zu reden. Ich tue das am knappesten, indem ich einen aus Kalau gebürtigen „Beton“-Witz referiere:

Karl Moor unterhält sich mit Gefissentlisch. Er sagt: „Sie, Gefissentlisch, es gibt Menschen, die sprechen alle Fremdwörter so aus, wie sie geschrieben werden. Die sagen beispielsweise Genie statt Schennieh und Pension statt Pangsiohn und Beton statt Betong.“ — „Ja,“ meint Gefissentlisch, „da eröffnen Sie mir nichts Neues.“ — „Na, dann wollen wir über etwas ganz anderes reden. Erinnern Sie sich noch an die Marokkó-Affäre? An den Vorfall in Agādir? ...“ — „Bitt' Sie, das heißt doch Ágādir und nicht Agādir!“ — — „Lieber Gefissentlisch,“ trumpft Moor auf, „ich weiß genau, daß es Agādir heißt; denn mein Bruder besitzt eine Betōn-Fabrik!“

Gefissentlisch faßt. Beton — Betong. Aha! Sehr gut ... Tags darauf trifft Gefissentlisch den Leckerly. „Du, Leckerly, höre mal: ich muß dich was fragen. Kennst

du noch die Affäre in Tripōlis?" — „In was?" fragt Leckerly zurück. — „In Tripōlis!" — „Ach so," geht dem Leckerly ein Licht auf, „du meinst Trípŏlis?" — „Nein, das heißt Tripōlis! Ich weiß das ganz zuverlässig. Dem Moor sein Bruder hat doch eine Zement-Fabrik, er hat mir's gestern erst erzählt, verstehst du, ist das nicht famos?"

— — —

Märzenbier, Ostelbier — Magnolie, Kolonie — Palmarum, Jamaikarum — Menetekel, Patentekel — Rotzjunge, Rotzunge.

Beton, Zement, Agadir, Tripolis.

Kanonier, Grenadier, Musketier, Karabinier, Juwelier, Flibustier, Barbier, Rentier, Blaufelchen, Ibsen.

— — — — Pflaumenmus, Kürbismus, Kubismus.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gute Nacht, Holdrioh!

*

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt


Princeton University Library
32101 068182847

